Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 24. März. Nr. 12

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Lätare. Von W. Sonntag. — Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung. III. Von Martha Zietz. — Bedürfen wir des Pfarrers noch? Von X — Meine persönlichen Erinnerungen an Richard Wimmer. II. Von Sophie von Adelung. — Der gegenwärtige Stand der protestantischen Mission. Von G. Fobbe. — Zum dritten und letzten Mal Kutters „Gerechtigkeit". — Grab oder Urne? Von C. v. Kügelgen. — Die deutschen Balten. — Vom Büchertisch.

Lätare.

Freue dich! — Wie können wir fröhlich sein in der Leidenszeit?

Eine Schwalbe hat sich am Sommertag in die Kirche verflogen. Ängstlich schießt sie unter dem hemmenden Gewölbe, zwischen den starren Pfeilern hin und her, stößt das Köpfchen gegen die täuschenden Fensterscheiben, sucht den Ausweg zur Freiheit, zur Sonne, zum Nest, und findet ihn nicht. Ist das nicht die Freude im Leide?

Auf dem Balken des Kruzifixes sitzt ein Vöglein und pfeift sein lustiges Lied, unbekümmert um den Mann der Schmerzen, der dicht darunter unsägliche Marter erduldet. Ist das die Freude im Leide?

Ich habe Kinder spielen sehen mit den Blumen, die den Sarg des Brüderchens schmückten. Die kleinen Mädchen tragen das schwarze Trauerkleid mit derselben Eitelkeit wie den bunten Rock. Mit dem Chopinschen Trauermarsch geleiten die Soldaten den todten Kameraden zu Grabe; mit heiteren Klängen ziehen sie heim zur Kaserne.

Ist nicht des einen Tod des anderen Brot? Greift nicht mit Begierde der neue König nach der Krone, die dem alten entfiel? Jubeln nicht die Modernen, wenn sie eine Schranke frommer Überlieferung nach der anderen niederreißen?

Das alles ist noch nicht die wahre Freude im Leide, die helle Lätarestimmung auf dem dunklen Hintergrunde der Passionszeit. Nicht das Leiden fliehen, es übertäuben, es verlachen macht fröhlich, sondern aus der Tiefe des Leidens selbst muß seine sittliche Überwindung quellen, wenn anders das Kreuz zur Kraft des Heiles werden soll.

Wie trostreich berühren uns die Händedrücke, die Tränen, die Zusprüche der Unserigen, die unseren Kummer teilen! Gottlob, wir sind nicht allein, nicht verlassen; Weib, Kind und Freunde helfen uns tragen, was uns aufgelegt ist.

Aus den Eitelkeiten der sichtbaren Welt treibt uns die Einkehr des Seelenschmerzes in die Schatzkammer der inwendigen, unvergänglichen Güter.

Auf den Schlachtfeldern, die mit dem Opferblut der Jugend des Volkes gedüngt sind, keimen die Saaten der Freiheit und Wohlfahrt für künftige Geschlechter. Im heißen, furchtbaren Ringen wird das Rußland des zwanzigsten Jahrhunderts die Ketten der tausendjährigen Zwingherrschaft zerbrechen. Das entsetzliche Grubenunglück in Nordfrankreich, das tausend brave Bergleute erschlagen, erstickt, verbrannt hat, wird der Lehrmeister sein, zehntausend vor ähnlichen Katastrophen zu bewahren.

Wer nicht gezüchtigt ward, wird nicht erzogen. Durch viel Trübsal müssen wir ins Reich Gottes gehen. Unter dem Märzenschnee keimt die junge Saat der Auferstehung entgegen. Nach Erlösung von Schmerz, Wahn, Schuld lechzt deine Seele. Sie ist das Vöglein, das sein Lied der Liebe und Freiheit auf dem Kruzifixbalken singt: Lätare! freue dich!

W. Sonntag.

Die Entwicklung der deutschen Frauenbewegung.

III.

3. Die Frauenbewegung eine Stimmrechtsfrage.

Mit Idealen und gutem Willen lassen sich im Staatsleben keine Änderung der bestehenden Gesetze erwirken, dazu gehört Macht und Gewalt. Macht und Gewalt sind in diesem Falle die Umschreibung des Wortes „Stimmrecht". Sobald die Frauen einen Blick in das politische Leben taten, als sie Mißstände fanden, auf Verständnislosigkeit für ihre berechtigten Forderungen stießen, da brach sich mehr und mehr die Überzeugung Bahn, daß sie nur reformierend wirken könnten, wenn sie bei aller Andersartigkeit doch als gleichwertig im Staatsleben anerkannt würden. Schon zur Zeit der französischen Revolution waren Forderungen nach der staatsbürgerlichen Anerkennung der Frauen laut geworden. Olympe de Gouges, die Führerin der französischen Frauen jener Zeit, welche politische Gleichberechtigung forderten und deren allein in Paris 6000 waren, erklärte in einem Manifest: „Die Frau ist frei geboren und von Rechts wegen dem Manne gleich; das Ziel jeder gesetzgebenden Gemeinschaft ist der Schutz der unveräußerlichen Rechte beider Geschlechter: der Freiheit, des Fortschritts, der Sicherheit und des Widerstandes gegen die Unterdrückung. — Die Ausübung der Rechte, die der Frau von Natur gebühren, ist aber bisher in engen Schranken gehalten worden. Aus der Gemeinschaft von Männern und Frauen besteht die Nation, auf der der Staat beruht; die Gesetzgebung muß der Ausdruck des Willens dieser Allgemeinheit sein; alle Bürgerinnen müssen ebenso wie alle Bürger persönlich oder durch ihre gewählten Vertreter an ihrer Gestaltung teilnehmen, usw." Sie mußte diese kühnen logischen Forderungen mit dem Tode büßen. Das Revolutionsjahr 1848 brachte auch Deutschland politisch interessierte Frauen. Mathilde Franziska Annecke, die sich hinter stillen Klostermauern zur ersten deutschen Verfechterin des Frauenstimmrechts durchrang, Malvida v. Meysenbug und andere mehr mußten ihre politische Begeisterung mit der Flucht ins Ausland büßen, Louise Otto-Peters wandte sich vom politischen Leben der Frauenbildung zu. Aber die zwingende Notwendigkeit der politischen

Gleichberechtigung, die den Frauen auf Schritt und Tritt bei ihren Bestrebungen nach erweitertem Arbeitsgebiet, nach Hebung der Sittlichkeit, nach Verbesserung sozialer Zustände begegnete, zwang immer mehr Frauen auf den Vorpostenplatz. Man sah, daß die Bürgerrechte des Mannes an den Erwerb oder Besitz eines bestimmten, je nach den einzelnen Bundesstaaten verschieden hohen Jahreseinkommens, für welches Steuern zu zahlen sind, gebunden ist. Konkurs, einzelne Strafen, sowie Entmündigung ziehen den Verlust der Bürgerrechte zeitweilig oder dauernd nach sich. Diese Bürgerrechte kommen zum Ausdruck bei der aktiven oder passiven Wahl der Geschworenen, Schöffen, Armen- und Waisenpfleger, der Aufsichtspersonen und des Vorstandes der Krankenkassen, zu den Kaufmannsgerichten und dem Amte der Stadtverordneten, in den Hansestädten bei den Bürgerschaftswahlen. Das vornehmste Wahlrecht des deutschen Mannes aber, das Reichstagswahlgesetz, ist an keine Steuerleistung gebunden, sondern steht jedem Manne über 25 Jahren, der im Besitze der obengenannten bürgerlichen Ehrenrechte ist, frei, denn im Reichstage soll das Wohl des Volkes vom Volke selbst beraten werden; jeder Stand, jedes Gewerbe kann seine Vertreter im Reichstage haben, nur die größere Hälfte aller Deutschen, die Frauen, sind ohne Vertreter. Aber bevor man die Erlangung dieses Wahlrechtes erreichte, mußte man versuchen, in den Besitz der übrigen Ehrenrechte zu gelangen. Den unermüdlichen Bestrebungen der Frauen gelang es, in einzelnen Städten als vollberechtigte Armenpflegerinnen angestellt zu werden, so in Berlin, Bremen, Bonn, Kassel, Köln, Charlottenburg, Dessau, Dortmund, Eberswalde, Greifswald, Hanau, Lennep, Ratibor und Stolp; als Waisenpflegerinnen wurden die Frauen in 23 Städten angestellt. Das ist alles bis jetzt Erreichte; nicht einmal in die Schuldeputationen oder als Schulinspektoren hat man Frauen zugelassen, obgleich doch zahllose Frauen Lehrerinnen und Schulvorsteherinnen sind.

Der im Jahre 1902 gegründete Deutsche Verein für Frauenstimmrecht, Vorsitzende Dr. Anita Augspurg, suchte alle politisch interessierten Frauen unter seine Fahne zu sammeln. § 1 seiner Satzungen heißt:

Der Deutsche Verein für Frauenstimmrecht verfolgt den Zweck, den Frauen die Ausübung der politischen Rechte zu sichern. In dieser Absicht wird er:

I. die Frauen derjenigen deutschen Länder, Gemeinden und Berufsklassen, welche im Besitze politischer oder sonstiger Stimmrechte sind, zur Ausübung derselben zu veranlassen,

II. für die übrigen deutschen Frauen die politische Gleichberechtigung auf allen Gebieten zu erkämpfen suchen.

Das ist eine Zusammenfassung, der sich Frauen aller politischen Parteien hätten anschließen können; aber die sozialdemokratischen Frauen waren der Ansicht, daß die politischen Unterschiede zwischen ihnen und den bürgerlichen Frauen zu groß seien, als daß ein gemeinsames Arbeiten um dieselben Ziele möglich sei; sie wollten mit den Männern gemeinsam dafür kämpfen. Diese Vertrauensseligkeit zu den männlichen Genossen ist in der letzten Zeit, nachdem die Sozialdemokraten verschiedentlich die Verteidigung der Frauenrechte zu Gunsten der männlichen unterlassen haben, recht ins Wanken geraten, und in den Reihen der Sozialdemokratinnen bricht der Wunsch nach Frauenvereinen hervor.

Die bürgerlichen Frauen haben an alle politischen Parteien das Gesuch gerichtet, als Mitglieder in ihre Vereine aufgenommen zu werden; leider steht diesem Gesuch in Preußen, Bayern und einigen kleinen Bundesstaaten das Vereinsgesetz hindernd im Wege, das den Frauen die Teilnahme an politischen Vereinen und Versammlungen verbietet. Aber die Frauen dieser Staaten können sich den Vereinen anderer Staaten anschließen und in Preußen vom Segment aus den Versammlungen beiwohnen, was auch in der Tat viel geschieht. Die liberalen Parteien sind diesem Wunsche des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht nachgekommen; sie nehmen nicht nur Frauen als Mitglieder auf, sie entsenden sie als Delegierte zu ihren Parteitagen, fordern sie zu Vorträgen in ihren Versammlungen auf und, last not least, arbeiten mit ihnen zusammen an der Propaganda für die Wahlen zum Reichstag und Landtag; hierbei kommt das Vereinsgesetz den Frauen entgegen, das für die Zeit *vor* den Wahlen die Beschränkungen aufhebt, so daß sie dann an allen politischen Versammlungen, auch wenn sie von Vereinen, nicht von Einzelpersonen, einberufen sind, teilnehmen können. In Hamburg haben die Frauen 1904 den in Betracht kommenden Bürgervereinen ihre Hülfe bei der Agitation zu den halbschichtigen Bürgerschaftswahlen angeboten, die von drei Vereinen angenommen wurde. Die Frauen wußten durch gewissenhafte Arbeit alle ursprünglichen Bedenken zu besiegen und hatten die Genugtuung, daß ihnen am Wahltage die ganze Organisation selbständig überlassen wurde. Der so oft gehörte Vorwurf, die politische Frauenarbeit würde verderblich auf das Familienleben einwirken, ist durch nichts aufrecht zu erhalten oder gar als Argument gegen das Frauenstimmrecht anzuführen. Für oberflächliche Geselligkeit hat *jede* Frau, auch die beschäftigste Hausfrau, Zeit; wie viel besser würde diese vergeudete Zeit in Versammlungen, die gemeinsam mit dem Mann und erwachsenen Kindern besucht würden, ausgenutzt werden. Man darf auch nicht vergessen, daß unsere sozialen Verhältnisse immer mehr zur Ehelosigkeit der Frauen drängen. 25 % aller deutschen Frauen bleiben heute ledig, 15 % sind verwitwet; über 7 Millionen dieser Frauen stehen im Erwerbsleben; diesen muß man doch das Recht zugestehen, ihre Standes- und Berufsinteressen selbst zu vertreten. Vor allen Dingen auch den unzähligen Frauen im Handelsfach. Es wurde im ganzen Reich als eine Verkennung der Bedürfnisse dieser Frauen angesehen, als Graf Posadowsky im Sommer 1904 ihnen das aktive Wahlrecht zu den Kaufmannsgerichten versagte und die liberalen Parteien unter Androhung schwerer Schädigungen zwang, diesen Punkt, für den politische Freunde tapfer im Reichstage gekämpft hatten, fallen zu lassen. In denselben Tagen der Niederlage wurde in Berlin der internationale Verband für Frauenstimmrecht gegründet und bald darauf der deutsche Verein in einen deutschen Verband für Frauenstimmrecht, vorläufig mit den Ortsgruppen Hamburg und Bremen, verwandelt.

Was die deutschen Frauen an politischem oder richtiger kommunalem Wahlrecht besitzen, ist bitterwenig und klingt mehr nach Hohn, als nach Recht. Die Grundbesitzerinnen in Schwarzburg-Rudolstadt, sowie die Grundbesitzerinnen der Landgemeinden in den meisten Bundesstaaten haben aktives, kommunales Wahlrecht, das sie jedoch nicht selbst ausüben können, sondern mit dessen Erledigung sie einen Mann, vielleicht gar einen Untergebenen, beauftragen müssen. Welche Frau weiß da, ob wirklich in ihrem Sinne gewählt wird, ob nicht der Fanatismus Herr über den Bevollmächtigten wird und ihn nach eigenem Ermessen wählen heißt? Die deutsche Frau, zu deren Lob und Ehre so manches Lied ertönt ist, steht vor dem Vereinsgesetz, dem Wahlgesetz, den kommunalen Behörden mit demselben Recht wie der Wahnsinnige, der Verbrecher und der Unmündige.

Und die Kirche, die christliche Kirche? Sie kann sich gerade so wenig wie der Staat an eine Gleichberechtigung der Frauen gewöhnen; der Herrschende, selbst wenn er der Vertreter einer christlichen Gemeinde ist, gewöhnt sich schwer daran, ohne Zwang von seinen Rechten andern auch nur das geringste einzuräumen; die Frauen haben auch auf diesem Gebiete eine große Arbeitslast zu überwältigen, bis sie als gleichwertige Christen anerkannt werden; es spukt noch zu viel Geist des Alten Testaments umher und man ist so ungern gerecht, lediglich um der Gerechtigkeit willen. Die bisher geleisteten Arbeiten auf diesem Gebiete sind in dieser Zeitschrift genügend oft erörtert, als daß jetzt noch näher darauf einzugehen wäre.

Allen Anfeindungen, allen Verfolgungen und Angriffen auf dem Gebiete des Frauenstimmrechts zum Trotz versuchen die Frauen ihren Weg Schritt für Schritt weiter zu bahnen mit dem Leitmotiv, das John Stuart Mill ihrem Handeln in folgenden Worten gab: „Hast du reichlich erwogen, was

du unternehmen willst, und siehst du deinen Weg klar vorgezeichnet, und bist du fest überzeugt, das Rechte zu tun, so gehe vorwärts, selbst auf die Gefahr hin, in Stücke zerrissen zu werden von denselben Männern, durch deren gewandelte Herzen dein Vorhaben dereinst vollendet werden wird. Kämpfe mit aller Kraft gegen jedwedes Hindernis, einerlei wie groß oder klein auch die Zahl derer ist, die dich unterstützen. Bist du im Recht, so wird die Zeit schon kommen, da die kleine Gefolgschaft zu einer großen Menge anschwellen wird."

4. Schlußbetrachtung.

Es kann nicht ausbleiben, daß unser ganzes sogenanntes öffentliches Leben manche Veränderung erfahren muß, wenn man die Frauen als vollkommen gleichwertige und gleichberechtigte Bürger anerkennt und wenn, wie jetzt die Männer, dann auch die Frauen einen Beruf haben. Schon jetzt entbrennt der Kampf, ob die Tätigkeit einer Hausfrau als Beruf anzusehen sei oder nicht. Während die einen unter dem Einfluß von Dr. Käthe Schirmacher der Eigenart der Frauennatur Rechnung tragen wollen, ihre Arbeit im Hause, die Geburt und Erziehung der Kinder als dem Erwerbsleben des Mannes gleichwertig hinstellen, halten andere, vor allem Maria Lischnewska, die Hausfrau und Mutter nur für eine Konsumentin, nicht für eine Produzentin irgend welcher Werte. Die sehen das Ideal der Zukunft in einer allgemeinen Berufstätigkeit der Frau, die dann vor und nach der Geburt eines Kindes vom Staate eine Mutterschaftsrente bezieht, welche den Ausfall des in dieser Zeit nicht auszuübenden Berufes decken soll. Das für diese Rente erforderliche Kapital soll durch Beiträge jedes über 16 Jahre alten Menschen beschafft werden. Um den Einzelfamilien die Mühe des Hausstandes abzunehmen, sollen Genossenschaftshäuser errichtet werden, in denen jede Familie ihre abgeschlossene Wohnung hat, die jedoch von gemeinsamen Dienstboten gereinigt wird. Jedes solches Genossenschaftshaus hat eine gemeinsame Küche, welche die Mahlzeiten, je nach Wunsch, entweder in die einzelnen Wohnungen oder in den gemeinsamen Speisesaal liefert. Für kleine Kinder hat jedes solches Haus Krippe und Kindergarten, für größere Kinderhorte. Wenn auch nicht verkannt werden darf, daß solche Genossenschaftshäuser für manche Hausfrau, die im Beruf stehen muß, eine Wohltat ist, deren Ordnung und Regelmäßigkeit der Familie nur nutzbringend sein kann, so sollte man sich doch vor Verallgemeinerung hüten. Wo so viele Kinder gemeinsam erzogen werden, kann von Eingehen auf die Eigenarten des einzelnen nicht die Rede sein, und anstatt scharf ausgeprägte Individualitäten, würden wir nur noch mehr Dutzendmenschen heranziehen.

Die Tätigkeit einer Hausfrau und Mutter verdient wohl die Anerkennung, als Beruf zu gelten; die Frau, die aus freier Wahl, nicht um versorgt zu sein oder um aus einem Leben der Langeweile heraus zu kommen, diesen Beruf ergreift, die wird in ihm auch wieder neue Werte schaffen; die wird ihre Kinder zu Persönlichkeiten erziehen. Wir wollen doch nicht vergessen, daß die Gesellschaftsdame von heute uns nicht das Ideal einer Frau und Mutter ist, sondern daß es eine Verallgemeinerung jener Gesinnung gilt, die doch auch schon oder noch in mancher heute lebenden Frau und Mutter herrscht, nämlich: das Beste seiner Familie zu geben.

Man soll den Frauen nur vollkommene Freiheit in der Gestaltung ihres Lebens lassen, dann werden sie mit dem so oft gerühmten weiblichen Taktgefühl schon das richtige, d. h. ihrer Eigenart notwendige, treffen. Man darf auch nicht übersehen, daß manche Forderung heutiger Frauenrechtlerinnen aus einer gewissen Gereiztheit entspringt; sie sind vollwertige Menschen, sie fühlen sich als solche und doch werden sie bei jeder Gelegenheit im Leben zurückgedrängt und gehindert, das zu tun, was sie, vielleicht in langen Kämpfen, als das richtige erkannt haben.

Das, was die Frauen jetzt in alle diese Kämpfe treibt, ist doch im Grunde nur ein Gefühl der Verantwortlichkeit für ihr Tun und Lassen, das sollte man in einem christlichem Staate fördern, nicht hindern. Daher: freie Bahn für die „neue Frau".

Martha Zietz.

Bedürfen wir des Pfarrers noch?

Die Frage stellen, heißt nicht, sie verneinen. Aber es heißt allerdings, das Daseinsrecht des Pfarrers in Zweifel ziehen. Oder es heißt wenigstens, das Daseinsrecht des Pfarrers, seine selbständige Bedeutung in der modernen Kulturwelt mit Gründen beweisen wollen. Dabei ist dann selbstverständlich, daß dieser Beweis für notwendig erachtet wird, weil die Zeit und die Verhältnisse sich geändert haben, weil es eben nicht mehr außer Frage steht, daß wir der Pfarrer noch bedürfen.

Gründe zu dieser Fragestellung sind genug vorhanden.

Wir brauchen gar nicht um Jahrhunderte rückwärts zu blicken, wo der Pfarrer so zu sagen alles war: Redner, Prediger, Lehrer, Gelehrter, Arzt, Baumeister und wer weiß was noch. Der erste und einzige Kulturträger oft in seiner Gemeinde. Daß das mit Ausnahme einiger hundert oder tausend Bauerngemeinden heute ganz anders geworden ist, wissen wir längst.

Wir brauchen auch nicht auf die Veränderungen einzugehen, die seit 1876 im Wirkungskreise der Pfarrer vor sich gegangen sind. Wir haben uns daran gewöhnt, daß der Pfarrer die Standesamtsgeschäfte hat aufgeben müssen. Die Gemeinden und die Pfarrer werden sich auch an die hoffentlich bald kommende Lösung von Kirche und Schule gewöhnen, damit die Pfarrer wirklich Seelsorger werden, und die Lehrer, statt den Schulaufsichtsbeamten aus dem anderen Berufe zu hassen, den Seelsorger und Freund lieben können.

Aber das ist die Frage, bedürfen wir des Pfarrers noch als des Mannes, der das Evangelium predigt, die Sakramente verwaltet, Seelsorge übt, die Ehen einsegnet, am Grabe die Leidtragenden tröstet?

Gründe genug zu unserer Fragestellung:

1) Die Sozialdemokratie als die Vertretung des Arbeiterstandes, als die wir sie doch ansehen müssen, will keine Kirche, also auch keinen Pfarrer. Die Kirche mitsamt dem Pfarrer gilt da als eine Einrichtung des kapitalistischen Staates.

2) Unsere Gebildeten, unsere Dichter und Denker, unsere Künstler, unsere Naturforscher, Techniker, auch wenn sie nicht aus der Kirche austreten, sind mit wenigen Ausnahmen unkirchlich. Jedenfalls ist die unkirchliche Masse der Gebildeten größer, weitaus größer als die kirchliche.

3) Ob wir aber weder eine politische noch eine durch Bildung begründete Abneigung gegen Kirche und Pfarrer empfinden, so können wir gegenwärtig die schönsten Predigten zu Hause lesen, haben außerhalb der Kirche Redner, selbst religiöse Redner in Hülle und Fülle.

4) Es ist eine allgemeine Erfahrung unter Pfarrern, daß heute nicht mehr das Amt den Mann trägt, sondern der Mann das Amt zu Ehren bringen muß.

5) Aus dem Wesen des Protestantismus selbst, als des allgemeinen Priestertums, als des sittlich-religiösen Individualismus, könnte die Forderung sich ergeben, daß jeder (ohne Kirche, ohne Priester) seines eigenen Glaubens leben müsse und solle.

Theodor Kappstein hat die Frage gestellt. Aber nicht an die Pfarrer, sondern an die Gebildeten. (Hüpeden und Merzyn Verlag, Berlin 1906.)

Genauer noch lautet seine Frage: Nimmt der evangelische Geistliche innerhalb unseres Kulturlebens auch heute noch eine berechtigte selbständige Stellung ein? Also etwa so, wie der Arzt, der Lehrer, der Richter.

Es lag ihm daran, der persönlich die Frage bejaht, zu erfahren, worin nun eigentlich nach Ansicht der Gebildeten der Berufscharakter des Pfarrers bestünde.

So hat er an die Gebildeten unserer Zeit geschrieben. An Schauspieler, Bildhauer, Maler, Schriftsteller, Ärzte,

Philosophen, Lehrer. Sie haben ihm geantwortet. Nicht alle. Aber doch liegen 37 bedeutsame Antworten vor. Kappstein hat sie vermehrt durch Auszüge aus den Werken von vierzehn Gelehrten, die sich bereits zur Sache geäußert hatten. Darunter Baumgarten, Frenssen, Naumann, Pfleiderer, Niebergall.

Zusammen 51 Äußerungen. Mancherlei Gaben und mancherlei Geist. Unterschiede vom fröhlichen Ja bis zum schärfsten Nein.

Und doch zieht sich durch die verschiedenartigsten Urteile, die namentlich für Geistliche gut und nützlich zu lesen sind, ein gemeinsames Band. Das Gemeinsame ist nicht eigentlich ein Spiegel, in dem die Pastorenschaft von heute ihr Bild zu erblicken hätte. Es ist kein Gericht über die Pfarrer als Personen. Allerdings ist immer wieder betont, daß der Pfarrer der rechte Mensch sein müßte, der Christ, der Idealist und kein Pfaff. Aber das ist ja für unsere Zeitgenossen selbstverständlich.

Das Gemeinsame und Bedeutsame, auch bei den Wenigen, die mit Nein geantwortet haben, ist eine Kritik der heutigen kirchlichen Zustände, die das Reich Gottes nicht kommen lassen wollen, die den Pfarrer verhindern das zu sein, was er sein könnte und sein möchte. Es ist der Ruf nach Reform der evangelischen Kirche. Es ist ein Gemälde von der Kirche, wie sie sein sollte, leider aber nicht ist.

So schreibt Dr. Eduard Platzhoff-Lejeune, Privatdozent in Genf: „Wir können nicht umhin zu glauben, daß sich unter den der Kirche Entfremdeten die besten Kräfte finden . ., daß sie so viel denkende, religiös empfindende, sittlich achtbare Glieder verloren hat, daß ihre eigenen Diener sich in wachsender Zahl gegen sie wenden, muß sie bedenklich stimmen und an ihrem Werte für die Gegenwart, an ihrer Bedeutung für die Zukunft immer mehr zweifeln lassen."

Die Sätze sind gesperrt gedruckt. Sie wirken auf den Leser wie ein Warnungsruf in die Ohren der Konsistorialräte, Generalsuperintendenten und Konsistorialpräsidenten. Es scheint aber, als ob die Ohren mancher, nein vieler Kirchenleute verstopft und ihre Augen verklebt sind, daß sie es nicht hören, ob sie es hören, und nicht sehen, ob sie es sehen.

Und Friedrich Paulsen schreibt: „Solange die Kirche es für notwendig hält, im Namen des Glaubens der wissenschaftlichen Erkenntnis Grenzen zu ziehen, oder im Interesse der Selbsterhaltung den politischen Parteien Dienst zu leisten, wird sie die Stellung, die sie zuletzt im Zeitalter der Aufklärung einnahm, nicht wieder gewinnen: die Stellung der Bewahrerin der geistigen Güter und die Verkünderin der Ideale der Gesamtheit."

Das sind zwei Proben aus der fast allen Antworten gemeinsamen Überzeugung. Es tut nicht not, sie jetzt zu erweitern. Die Diskussion mag nun einsetzen. Je lebhafter und tiefgründiger die Diskussion sich gestaltet, desto wertvoller wird Theodor Kappsteins geplantes Werk werden, das er für später ankündigt, um sich selbst im Zusammenhange und abschließend über die Stimmen der gebildeten Zeitgenossen zu äußern. X.

Meine persönlichen Erinnerungen an Richard Wimmer.

Von Sophie von Adelung.

II.

Wimmers Frömmigkeit, seine Religion, — das war es, was diesen Mann so groß und wahr, so echt und unerschrocken, so bescheiden und demütig, so voll Liebe und Rücksicht machte. Aber diese Religion war nicht etwas Überliefertes, sie war gleichsam der Überlieferung zum Trotz aus ihm hervorgewachsen, sein eigenstes Eigentum, sein innerstes Selbst, eine Religion mit allen schweren Bedenken und Fragen der modernen Zeit, nüchtern, kritisch und klar, weil sie ein klarer, scharfdenkender Kopf stets überwachte, aber hell fließend aus dem Urgestein, ein nimmerversiegender, lauterer Quell. Das Gebet war ihm Atmen der Seele; er kam zu seinem Vater ganz natürlich, wie ein Kind, in Freude wie im Leid, sicher, erhört zu werden, einfach und selbstverständlich, zu jeder Tagesstunde, und darum entbehrte sein Gebet wie überhaupt seine ganze Frömmigkeit jeder Wortmacherei, jeder Salbung, alles Gemachten. Gerade, weil er so frei war, war er so gläubig, gerade weil er sich bewußt war, keinen anderen Willen zu haben, als den seines Vaters im Himmel, war er so sicher, stets erhört zu werden; gerade weil sein reifer und klarer Verstand sich weigerte, das Wunder als willkürliches Eingreifen des Schöpfers der Ordnung, des Urgrundes der ewigen, unverbrüchlichen Gesetze, anzuerkennen, gerade darum ward ihm dieser Gott, er sich selber, die Menschheit und die Welt immer wunderbarer. Er lebte von Wundern umringt. Es haben ja viele Theologen heutzutage die starren Dogmen, z. B. die der Dreieinigkeit, der Wundergeschichten, der leiblichen Auferstehung, geleugnet; sie haben es getan, beeinflußt durch starke innerlich freie Persönlichkeiten oder durch Bücher. Die einzigen aber, die mir bekannt sind, bei denen sich ein religiöser Befreiungsprozeß ganz von innen heraus, gleichsam mit Naturnotwendigkeit und nur auf die Evangelien gestützt, vollzogen hat, sind R. Wimmer und Christoph Blumhardt in Boll, obschon die Naturanlage des letzteren ihn zu ganz anderen Konsequenzen geführt hat.

Einfach und selbstverständlich nahm Wimmers Geist darum auch die Deszendenzlehre auf, wie er mir selber sagte: „Es kostete mir keinen Kampf, sie mir anzueignen, denn sie trat mir von Anfang an mit überzeugender Selbstverständlichkeit entgegen." Die schwersten inneren Kämpfe blieben ihm erspart: das Gott oder Nicht-Gott? denn Gott war ihm mit Leben überhaupt identisch, so bitter er auch oft mit der Frage nach der Vaterliebe und der Gerechtigkeit Gottes gerungen hat. Sein Herz war von Mitleid so übervoll, daß er nicht ohne Grauen in die Abgründe menschlichen Elends hineinblicken konnte, und doch war er wiederum zu unerbittlich wahr, um sich gegen die grausame und derbe Wirklichkeit zu verschließen. Er wollte das Allerfurchtbarste, das Entsetzlichste sehen, mit eigenen Augen sehen, und doch an Gottes Liebe und Gerechtigkeit glauben. Das war die Tragik seines Lebens; er hat sie niedergelegt in dem ergreifenden Büchlein: „Liebe und Wahrheit". Eine jede Seite ist hier ein Bekenntnis von dem Ringen seiner Seele, einem gewaltigen Ringen unter Zweifeln und Angst, dem aber immer wieder die Sonne des Glaubens leuchtend aufgeht. In Wimmer kämpfte sozusagen stets der Pessimist mit dem Optimisten; aber der letztere trug den Sieg davon. Die unerschütterliche Gewißheit, Religion sei nichts Gemachtes, sondern das innerste Leben der Seele, trug ihn immer wieder zu jenen lichten Höhen empor, wo er sich selbst und seinen Vater fand. Aber es ließ ihm keine Ruhe, bis er die Gegensätze und Widersprüche in seinem Denken bis auf ihren letzten Grund verfolgt hatte; dort wollte er sie versöhnt und ausgeglichen wissen. Geringeres befriedigte ihn nicht. Und wie bescheiden war er bei all seinem tiefen Denken und reichen Wissen, wie begierig von jedermann zu lernen, sich anzueignen, sich zu verbessern, zu bereichern! Wie hat er andere hohe Geister bewundert und neidlos über sich gehoben! Wie willig war er, als ein Lernender, Werdender dazustehen! Mit welch tiefem Interesse hat er in den zwei letzten Jahren seines Lebens mündlichen Berichten über Blumhardt und Bad Boll gelauscht: „Kein Wort ist mir da zu viel", pflegte er dabei zu sagen. Im Geiste fühlte er sich nahe verwandt mit diesem eigenartigen Manne, so verschieden er sich auch von ihm wußte. Dessen mächtige Persönlichkeit, der wunderbare Einfluß auf andere, die einzigartig optimistische Glaubensfreudigkeit desselben zogen ihn unwiderstehlich an.

Wie liebenswürdig bescheiden und selbstlos die ganze Persönlichkeit Wimmers war, zeigte sich am besten in seinem Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen, die ihn aufsuchten. Er hat, trotz der völligen Zurückgezogenheit seines

Lebens, die durch seine Kränklichkeit bedingt war, einen mächtigen Einfluß auf die Gemüter ausgeübt, ganz in der Stille, fern vom Geräusch der Welt. Sein Haus war ein Asyl für kranke und traurige Herzen, seine stille Studierstube ist Zeuge so manchen Bekenntnisses, so mancher bitteren Tränen geworden, und wohl alle gingen froheren, leichteren Herzens über deren Schwelle wieder ins Leben zurück. Als Wimmer durch seine Krankheit gezwungen wurde, das Amt zu verlassen und sich in Freiburg niederließ, äußerte er oft, er wisse nicht, was er mit einem Leben ohne Pflichten und ohne Aufgaben anfangen solle. Die erste Zeit war unsagbar schwer und bitter. Aber was ich für ihn gehofft und ersehnt hatte, es kam; und es konnte ja gar nicht anders sein. Ganz von selbst, von ihm unaufgefordert, fingen die verschiedensten Menschen an, ihn aufzusuchen; ihm ihre Zweifel aufzudecken, ihre Not zu klagen, Rat und Trost in mancherlei Anliegen zu holen, und auch ihre Freuden und Erfolge mit ihm zu teilen, denn nie hat sich wohl jemand am Glück anderer neidloser und aufrichtiger gesonnt, als er. Er war überrascht, erfreut und tief ergriffen, als er sah, wie er, der Kranke, Alternde, außerhalb Stehende, andern noch so viel sein konnte; ja, daß von fernher Leute angereist kamen, um sich bei ihm den Frieden und die Freude zu holen, wie sie die Welt nicht gibt. Er, der so bescheiden lebte, durfte reichlich austeilen; er, der sich oft so schwach und matt fühlte, gab anderen Kraft und Zuversicht, und er vergaß die eigenen Schmerzen, seinen siechen Körper und wurde wieder froh und jung, und sein Herz war voll Dank für diese unerwartete Freundlichkeit seines Gottes, die seinen Lebensabend mit so mildem Scheine übergoß. Aber am freudigsten leuchtete doch sein mildes Gesicht, wenn irgend einer seiner Weisweiler den weiten Weg nicht scheute, um den treuen Seelsorger aufzusuchen und ihm seine Anhänglichkeit und sein Vertrauen zu beweisen. Für diese hätte er mit Freuden die vornehmsten und geistvollsten Besuche dahingegeben. Und wenn sie, trotz allen bescheidenen Sträubens, dableiben mußten, und bei vertraulichen Gesprächen den Kaffee mittrinken, — mochten vornehmere Gäste von auswärts da sein oder nicht, — dann ging so ein seliger Schein der Befriedigung über die lieben, feinen Züge, daß man sah, einmal in seinem Leben empfand es der allezeit demütige, bescheidene Mann: „Ich habe nicht vergeblich im Weinberg meines Gottes gearbeitet."

Höchst charakteristisch scheint mir an diesem gottbegnadeten Manne seine ganz eigenartige Schreibweise zu sein. Man pflegt heutzutage nicht mehr so hohen Wert auf den Stil eines berühmten Mannes zu legen wie früher, und doch kann man noch immer mit Recht sagen „Le style, c'est l'homme". Eine so durchsichtige, reine, einfache und schöne Sprache wie bei Wimmer, habe ich noch bei niemand gefunden. Sie war eben das Bild seines ganzen Charakters; rein und zart, stark und einfach, durchweht von echter, lauterer Poesie, die in seinen Werken nicht selten an die Psalmen gemahnt.

Im Sommer 1905 sah ich meinen innigst verehrten Freund zum letzten Male und feierte seinen 69. Geburtstag bei ihm. Zwei Jahre vorher war ich gerade in Freiburg, als er von der Universität Heidelberg zum Ehrendoktor ernannt wurde. Ich war von der ihm zugedachten Auszeichnung benachrichtigt worden, hatte aber ihm gegenüber geschwiegen. Um so größer war daher meine Spannung und Ungeduld. Es war an einem Sonntagmorgen, und ich war gekommen, Pfarrer Wimmer und seine Schwägerin, die ihm seit dem Tode seiner Frau das Haus führte, zur Kirche abzuholen, da hörte ich, daß das Telegramm soeben eingetroffen sei. Meine Freude war groß, und ich äußerte sie in lebhaften Worten; als aber der Gefeierte gar nichts darauf entgegnete, rief ich endlich: „Ja, freuen Sie sich denn gar nicht darüber, auch kein kleines bißchen?" Da sah ich ihn zum ersten und letzten Mal wirklich böse werden, und ärgerlich sagte er: „Verlangen Sie denn von mir, ich solle bis zur Decke springen vor Freude?!" Dem bescheidenen, stillen Manne war es zuwider, daß er für das Tiefste und Beste, das er in sich trug, — seine innige Frömmigkeit, — öffentlich ausgezeichnet wurde, und ich verstand ihn. Trotzdem aber mußte er, als die feierliche Pergamentrolle ankam, mir die schöne lateinische Widmung Wort für Wort übersetzen, was er, gefällig wie immer, tat, obschon mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, und indem er bei jedem lobenden Worte zögernd innehielt.

Am 31. August 1905 hat ihn ein einziger Augenblick aus diesem Leben, das für ihn voll Kampf und Leiden war, in ein höheres, lichteres Dasein geführt. Ohne Todeskampf, ohne vorhergehende Geistesumnachtung, vor der ihm so oft gebangt hatte, ohne irgend welche Vorboten des Todes, verließ er uns. Ist sein Leben hart gewesen, eine herbe Schule des Entbehrens, so hat ihn doch Gott am Schlusse gleichsam durch ein Wunder, entgegen allen Befürchtungen derer, die ihm nahe standen, selbst an seiner Hand heimgeführt.

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen" — diese Worte mußten einem in den Sinn kommen, wenn man R. Wimmer kannte; sie sind unzertrennlich von ihm und von seiner ganzen Persönlichkeit und werden es bleiben, so lang treue Herzen ihm nachschauen und seine Worte in ihrem Leben zu verwirklichen suchen.

Der gegenwärtige Stand der protestantischen Mission.

2. Statistische Übersicht.

Statistiken sind nicht trocken für den, der in und hinter den Zahlen das durch dieselben repräsentierte Leben sieht. Und es ist ein unbeschreiblich reiches, vielgestaltiges Leben, das sich auf den Missionsgebieten entfaltet hat und neues Leben erzeugt.

Wir geben zunächst die Zahlen im Anschluß an die vortreffliche Monatsschrift „The Missionary Review of the World" (Verlag: Funk u. Wagnalls Company, Newyork—London), 1906, Heft 1, S. 64 f., nebst beigehefteter Tabelle. Vorher bemerken wir noch, daß eine solche Statistik, die sich über Privatunternehmungen aus aller Herren Ländern erstreckt, natürlich noch weniger als unbedingt zuverlässig bezeichnet werden kann, als dies bei offiziellen behördlichen Statistiken über ein leichter übersehbares Feld der Fall ist. Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß bei Statistiken ersterer Art manche kleinere Unternehmungen übersehen, von anderen nicht die neuesten Zahlen berücksichtigt sind. Indes ist das nachfolgende Bild im allgemeinen treu und gibt eine gute Anschauung vom gegenwärtigen Stand der protestantischen Mission auf der Erde. (Siehe umstehende Tabelle.)

Noch einige Bemerkungen zu der Tabelle:

1) Die Tabelle spricht nur von protestantischen Missionen unter Heiden, Muhammedanern und römischen Katholiken (letztere betrieben von amerikanischer und englischer Seite in Spanien, Italien, Frankreich, Böhmen usw.). Die Mission unter den orientalisch-christlichen Kirchengemeinschaften (Rußland, Bulgarien, Armenien usw.) fällt außer Betracht. Dagegen ist in der Tabelle mit einbegriffen die Mission unter den Negern, Indianern, Chinesen und Japanern, die in den Vereinigten Staaten ansässig sind. — Wie zersplittert die protestantische Mission leider noch immer ist, geht daraus hervor, daß allein in China zwischen 40 und 50 Missionsgesellschaften arbeiten, in Japan etwa 40, ähnlich in Indien usw.

2) Wie die letzten beiden Reihen der Statistik zeigen, läßt sich im allgemeinen eine starke Steigerung der Missionstätigkeit in den letzten fünf Jahren konstatieren — und das trotz einer zeitweilig sehr ernsten Missionsfeindschaft in Deutschland! Was will aber freilich Deutschland neben den gewaltigen Zahlen von Amerika und England bedeuten! Auch wenn die deutsche Missionstätigkeit durch die Missionsfeindschaft völlig lahm gelegt worden wäre, würde die protestantische Weltmission doch voran geschritten sein! — Sehr zu denken gibt übrigens die Bemerkung der Miss. Review, daß

die gewaltig überlegene Beteiligung Englands und Amerikas an der Mission neben anderen Gründen auch darauf mit zurückzuführen sei, daß die englischen und amerikanischen Kirchen mehr Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit infolge stärkerer Heranziehung von Laien- und Frauenkräften hätten als die starren, konservativen kontinentalen Kirchengemeinschaften.

3) Sehr erfreulich ist die wachsende Einstellung eingeborener Hülfskräfte auf den Missionsgebieten. Sie ist von 62 366 auf 86 435, also um bald 40 Proz. in fünf Jahren gestiegen. Es gibt eine Reihe von Völkern, wie z. B. die Japaner, die Chinesen, die Hindus, die mehr und mehr an ihrer Christianisierung selber tätig sein können. Bei den Japanern ist sogar schon die Zeit abzusehen, wo auswärtige Missionare nicht mehr nötig sein werden.

4) Es wird oft von einem Mißverhältnis zwischen den Ausgaben der Missionsgesellschaften und ihren Erfolgen gesprochen. Man hält dann die Summe der Ausgaben zusammen mit der Summe der Getauften und rechnet aus, was die einzelne Seele kostet. Dieses Verfahren ist rechnerisch falsch. Es gibt, besonders in den Kulturländern China, Japan usw., eine große Zahl von Leuten, die tief christlich gesinnt sind, ja sogar für den christlichen Glauben wirken, und die doch aus irgend welchen Gründen darauf verzichten oder verzichten müssen, sich taufen zu lassen. Und ferner: wie soll die tiefe Beeinflussung des japanischen Buddhismus durch das Christentum, die von den Buddhisten selbst zugegeben wird, zahlenmäßig ausgedrückt werden? Geistige Wirkungen können eben niemals rund und reinlich in Zahlen gefaßt werden.

Aber auch wenn man sich nur an die in obiger Tabelle gegebenen Zahlen hält, so ist das Missionsunternehmen doch auch vom rein rechnerischen Standpunkte aus ein durchaus gesundes: die 97 701 892 Mk. Ausgaben im Jahre 1905 verteilen sich auf 1 867 374 Kommunikanten und 3 757 088 Anhänger, zusammen 5 624 462 Seelen. Es entfallen also im Jahre 1905 auf den einzelnen für das Christentum schon gewonnenen oder ziemlich sicher zu gewinnenden Heiden noch keine 18 Mk.!

Anmerkung: Auf meinen ersten Aufsatz über den „gegenwärtigen Stand der protestantischen Mission“ (Nr. 6 dieses Blattes) hat Prof. D. Warneck in Nr. 9 ein „Persönliches Wort“ folgen lassen, auf das ich folgendes erwidere:

1. Wie Prof. D. Warneck selbst in den in Spalte 209 dieses Blattes zitierten Worten seines Vortrags sagt, hat sich in der Zweifelsatmosphäre der modernen Theologie bei vielen eine Missionsmüdigkeit eingestellt, die das Werk des Herrn nur noch lässig treibt. Das ist ungefähr das, was ich in meinem Aufsatz (Nr. 6, Spalte 134) als Prof. D. Warnecks Meinung behauptet hatte. Ich hätte nur noch hinzufügen sollen — und hier gebe ich gern zu, etwas versehen zu haben —, daß Prof. D. Warneck nichtsdestoweniger *im ganzen* ein erfreuliches Vorwärtsschreiten der deutschen evangelischen Mission konstatiert. Ob zur Richtigstellung dieser meiner Versäumnis die gereizte Sprache nötig war, die Prof. D. Warneck anzuwenden für gut findet, bleibe dahingestellt.

2. Ich habe die süßliche und sentimentale Art, mit der die Mission bisher leider oft in Schrift und Wort vertreten worden ist, nicht „karikiert“, sondern ich habe sie so geschildert, wie sie ist. Wenn Prof. D. Warneck will, so kann ich ihm da Dinge erzählen, die es ihm ohne weiteres verständlich machen werden, warum viele, besonders unter unseren Gebildeten, mit der Mission ein für allemal fertig sind. — Daß ich Prof. D. Warneck zum Vertreter dieser bedauerlichen Missionsart gemacht hätte, ist mir gar nicht eingefallen.

3. Daß Prof. D. Warneck in der modernen Theologie, wenn meinetwegen auch nicht den „grimmigsten“, so doch zweifellos einen grimmigen Feind der Mission sieht, geht daraus hervor, daß er die Bremer Erklärung billigt (Nr. 9, Spalte 208), in der die moderne Theologie bekämpft wird, weil sie die Mission störe und erschwere.

G. Fobbe, Berlin.

Name der Gesellschaft (abgekürzt)	Gründungsjahr	Gesamteinnahme (in der Heimat und auf den Missionsfeldern) M.	Ordinierte Missionare	Laien	Verheiratete Frauen	Unverheiratete Missionarinnen	Ordinierte Eingeborene	Gesamtzahl der eingeb. Helfer	Gesamtarbeitskräfte auf dem Missionsfelde	Stationen und Nebenstationen	Kommunikanten (volle Kirchenglieder)	Anhänger (Katechumenen, Kinder usw.)	Schulen	Schüler
A. Amerika.														
American Board	1810	4 027 764	179	17	189	186	278	4 100	4 671	1 446	72 957	153 143	1 633	66 049
Baptist. Miss.-Gesellsch.	1814	3 768 770	200	19	199	113	305	1 753	2 284	796	136 360	194 921	1 753	47 026
Südliche Baptisten	1845	1 271 796	78	7	74	26	69	269	454	341	13 654	33 000	79	2 285
Protest. Bischöfliche	1835	1 788 499	63	19	45	43	93	737	907	314	9 796	25 000	161	5 744
Methodistisch Bischöfl.	1819	7 661 263	230	45	190	267	527	6 921	7 653	876	182 424	263 000	1 929	58 577
Presbyterianer	1837	5 863 652	280	21	294	176	172	2 357	3 128	1 800	66 607	150 000	932	30 757
Die übrigen amerik. Gesellsch.	—	15 487 934	747	304	621	501	505	2 910	5 083	5 875	145 408	283 642	2 151	93 397
Gesamtsumme für Amerika	—	39 869 678	1777	432	1612	1312	1949	19 047	24 180	11 448	627 206	1 102 706	8 638	303 835
B. England.														
Kirchen-Mission	1799	8 043 555	410	155	381	480	360	7 494	8 920	548	101 480	307 092	2 478	130 239
Londoner Mission	1795	4 677 563	175	30	164	77	930	7 087	7 533	2 192	85 405	240 890	2 077	87 299
Wesleyaner	1813	2 951 930	201	26	132	33	198	7 962	8 354	3 258	112 968	180 000	1 480	157 230
China Inland M.	1865	1 391 233	80	250	206	289	21	1 153	1 978	721	14 478	35 000	150	2 544
Die übrigen engl. Gesellsch.	—	24 037 795	1527	1250	1293	1629	385	15 505	21 204	6 290	234 516	255 084	5 392	201 095
Gesamtsumme für England	—	41 102 076	2393	1711	2176	2508	1894	39 201	47 989	13 009	548 847	1 018 066	11 577	578 407
C. Deutschland.														
Basel	1815	1 820 821	193	89	170	14	50	1 349	1 815	626	29 835	49 784	614	27 071
Berlin I	1824	821 152	108	17	100	20	—	40	285	411	28 084	51 822	200	9 360
Breklum	1877	186 657	16	—	8	3	—	90	117	91	1 262	6 000	72	1 420
Berlin II (Goßner)	1836	395 634	43	—	28	—	28	818	889	330	22 840	85 000	230	5 720
Hermannsburg	1849	500 739	63	1	57	1	3	620	742	191	32 084	61 185	176	9 973
Leipzig	1836	725 565	56	8	37	11	22	678	790	316	20 283	21 708	309	12 811
Brüdergemeine	1732	1 617 470	158	41	175	11	28	1 087	1 472	251	33 436	95 298	244	24 932
Bremen	1836	162 069	19	3	14	10	2	111	157	71	2 660	4 385	77	2 898
Barmen	1828	847 431	150	11	128	19	29	1 850	2 158	973	56 499	115 000	425	21 912
Die übrigen deutschen Gesellsch.	—	1 296 252	97	27	43	35	5	238	440	72	8 229	20 000	119	4 720
Gesamtsumme für Deutschld.	—	8 373 790	903	197	760	124	167	6 881	8 865	3 332	235 212	510 182	2 466	120 817
D. Die übrigen Gesellsch. der Erde	—	8 356 348	832	290	513	362	342	21 306	23 303	5 712	456 109	1 126 134	5 284	193 068
Total für 1905	—	97 701 892	5905	2630	5061	4306	4352	86 435	104 337	33 501	1 867 374	3 757 088	27 965	1 196 127
„ „ **1900**	—	75 409 477	4738	3409	4650	3422	5263	62 366	78 585	25 108	1 463 987	3 556 140	20 196	1 035 724

Zum dritten und letzten Mal Kutters „Gerechtigkeit“.

(Vergl. 1905 Nr. 50 und 1906 Nr. 3.)

Freund Schubring glaubte meine Besprechung in Nr. 50 durch einen Gegenartikel in Nr. 3 berichtigen zu sollen. Warum eigentlich? Sagen seine Worte etwas anderes als wie die meinigen? Ich kann's nicht finden. Sollte mir die Empfindung dafür fehlen? Nur kurz folgendes, dann — wenigstens meinerseits — Schluß der Debatte.

1) Soweit Schubring mir zur Erweiterung meiner Kenntnisse, besonders über Schweizer Verhältnisse verholfen hat, deren Ermangelung ich selber zugab, bin ich ihm dankbar.

2) Über die Eigenartigkeit des Kutterschen Religionsbegriffs sind wir wohl einig. Ob es nun heutzutage, wo genannter Begriff im allgemeinen so gut wie unbekannt, somit mißverständlich ist, zweckmäßig sein soll, ihn unbeanstandet zu übernehmen oder nicht, dürfte die Frage sein. Mir war ja dieser Begriff übrigens nicht mißverständlich, ich habe ihn auch nicht mit Orthodoxie „gleichgesetzt“, sondern ihn nur mit diesem Wort verdeutlichen wollen. Ich habe als Rezensent ihn vielmehr im Interesse der Leser beanstanden zu müssen geglaubt. Will Schubring sich dem Kutterschen Sprachgebrauch anschließen, — gut; für Kuttersche Gedanken und für sein Wollen kann man aber so oder so eintreten.

3) Goldschmit meint nicht, Kutter vertrete sachlich genau die Position der Liberalen; sondern in den angeführten Äußerungen glaubte er die Liberalen zu Unrecht von Kutter angegriffen, ohne die Liberalen damit als schon vollkommen hinstellen oder Kutter gar in die Parteischablone des Liberalismus zwängen zu wollen.

4) Schubring würde bedauern, wenn meine Besprechung „unsere Freunde verleitete, Kutters Buch mit dem Gedanken zu lesen: Gott sei Dank, was Kutter verlangt, das ist bei uns Liberalen ja schon Tat und Wahrheit“. Ich würde das auch bedauern, glaubte jedoch nicht, daß diese Gefahr bestünde. Gewiß sollen wir solchen Naturen wie Kutter gegenüber demütig sein und ihm danken für die Worte, die er zu uns redet, aber dem tut doch kein Abbruch, andererseits sich auch sagen zu dürfen, wir haben in unseren liberalen Kreisen auch Männer von „Geist und Kraft“, gewiß nicht genug und lauter solche, aber Gott sei Dank doch einige.

5) Schubring gesteht selber, in „unzähligen Dingen“ Kutter nicht recht zu geben, dennoch schon nach kurzer Lektüre „auf das tiefste erschüttert“ zu sein; nun ja — mehr habe ich auch nicht getan. Denn bei aller Kritik lautete mein Schlußwort:

„Und doch! Und trotz alledem! — Solche Männer sind auch unserem Volke von Gott gesandt, auf daß sie uns die Augen öffnen. Und das Buch „Gerechtigkeit“, ja überhaupt ihre Worte, sollen wir darauf hören, sie annehmen in unserem Innern? — Es beibt uns nichts übrig: „wir müssen!“

— — So schrieb ich schon damals. Ich habe dem heute nichts hinzuzufügen. — Damit aber jetzt wirklich Schluß!

Bettingen bei Wertheim a. M. Goldschmit.

Ich muß den freundlichen Leser bitten, die beiden Aufsätze noch einmal vorzusuchen und selbst zu entscheiden, ob meine Worte wirklich nichts anderes sagen als die Goldschmits in Nr. 50. Es ist der Ton, der die Musik macht. Wenn sich zu jedem meiner Worte eine Parallele fände, so habe ich doch in den Hauptsatz gerückt, was dort im Nebensatz stand und kaum beachtet wurde; auch die oben wiedergegebenen Schlußworte wirkten als kurzer Schluß einer langen Kritik ganz anders wie hier, wo sie allein stehen. Ich wollte unsere Leser zu dem Entschluß führen: Das Buch muß ich lesen; Goldschmit führte sie zu der Meinung: Das brauche ich nun nicht mehr zu lesen; die Sache ist nun erledigt — vielleicht war das durchaus nicht Goldschmits Absicht, aber es mußte die Wirkung seiner Worte sein. Darum glaubte ich den Gegenartikel schreiben zu sollen.

W. Schubring.

Grab oder Urne?

(Thesen zu einem in Weimar und in Dresden gehaltenen Vortrag.)

I.

Aus der vergleichenden Religionsgeschichte erfahren wir, daß — mit vielleicht alleiniger Ausnahme der Hindu und der Germanen — bei allen Völkern das Begraben der Toten die älteste Sitte ist: man gibt die Erdgeborenen der Mutter Erde zurück.

II.

Da speziell bei den Israeliten das Verbrennen der Leichen von jeher als heidnische Unsitte galt, war es durchaus erklärlich, daß das Christentum, dem Brauch der jüdischen Mutterreligion folgend, seine im Herrn entschlafenen Anhänger zur Erde bestattete. Indem die Christen hiermit einerseits gegen die nachweisliche Roheit römischer Einäscherungen protestierten, schufen sie sich andererseits in ihren Katakomben die Möglichkeit, die ihnen auf der Erde verbotenen Gottesdienste unter der Erde abzuhalten.

III.

Die kirchenregimentlicherseits gegen die Feuerbestattung erhobenen dogmatischen Bedenken sind abzulehnen, da die zu diesem Zweck dem Neuen Testament entnommenen Belegstellen so unklar und widerspruchsvoll sind, daß sie zur Bildung einer irgendwie verpflichtenden Bestattungslehre keineswegs ausreichen. — Auch an der Urne kann man demütig bekennen, daß man „Staub und Asche“ sei.

IV.

Läßt sich somit vom Standpunkt des christlichen Glaubens aus nichts gegen die Einführung der Feuerbestattung und die amtliche Beteiligung der Geistlichen an derselben einwenden, so kann gleichwohl eine direkte Erklärung der Kirche zu gunsten des Verbrennens um so weniger erwartet werden, als die Momente der Pietät, der Friedhofspoesie und nicht zuletzt der reichen, aus den Begräbnistexten der heiligen Schrift und den Beerdigungsliedern der evangelischen Kirche zu schöpfenden Erbauung für die, wenn auch nur fakultative, Beibehaltung der durch das Grab Jesu für alle Zeit geheiligten, uralten Sitte der Erdbestattung sprechen.

Dresden. C. v. Kügelgen.

Die deutschen Balten.

Ernst von Wildenbruch hat zu dem zu Gunsten der notleidenden Deutschen Rußlands herausgegebenen Buche, das unter dem Titel „Die deutschen Balten“ im Verlage von J. F. Lehmann in München erscheint, nachstehendes prächtiges Gedicht als Beitrag geliefert. Da das kleine Prachtwerk auch wertvolle Beiträge von Prof. Ad. Harnack, Geheimrat von Bergmann, Prof. Schiemann und anderen hervorragenden Balten enthält, künstlerisch vorzüglich ausgestattet ist und in der Volksausgabe nur 1 Mark kostet, (die Prachtausgabe kostet gebunden 4 Mark), dürfte sein Absatz ein ganz außerordentlich großer werden. Das Gedicht, das als Einführung dient, hat folgenden Wortlaut:

Und es kam herauf aus dem Schoße der Zeit
Eines finsteren Tages finsterste Stunde;
Aus den Tiefen der Menschheit kam ein Geheul:
„Richtet den Adelsmenschen zugrunde:

Er ist der Sonne näher als wir,
Mit dem Himmel spricht er und mit den Sternen;
Von der Himmelswarte reißt ihn herab!
Laßt das Gespräch ihn mit Göttern verlernen;

Er sagte zu uns: „Meine Sprache ist reich,
Kommt her, meine Sprache, wir wollen sie teilen!“
Er sagte zu uns: „Ihr seid arm und wund,
Kommt her, Eure Wunden, ich will sie heilen!“

Und er gab uns Heilung, er gab uns Brot,
Er wies uns Wege, zum Lichte zu wandern —
Fluch ihm dafür — wir erfuhren durch ihn,
Daß Menschen anders sind als die andern.

Das wollen wir nicht, und es soll nicht sein,
Denn die Menschheit ist eine einzige Masse;
Den Adelsmenschen, der mehr sein will,
Reißt ihn herab in den Kot der Gasse."

Und sie griffen zur Stange, sie schliffen das Beil,
Sie suchten den Deutschen, wo sie ihn fänden,
Zu brechen sein Haus, zu erwürgen sein Gut,
Seine Kinder zu töten, sein Weib zu schänden.

Da wurde das Land, das des Deutschen Hand
Zum Garten erschuf, eine Wüste voll Grausen,
Da wurde die Stadt, wo die Sitte gewohnt,
Eine Stätte, wo brüllende Rotten hausen.

Sie strichen das Blut aus Bart und Haar:
„Der Deutsche ist tot und kommt nicht wieder."
Und als die Mörder gesprochen so,
Da kam ein Lachen vom Himmel hernieder:

„Ihr Toren und Narren, die Ihr wähnt,
Ihr könntet den Geist mit der Faust vertreiben,
Wie die Sonne über der Erde bleibt,
Wird der Deutsche über Euch sein und bleiben.

Ihr Toren und Narren, die Ihr wähnt,
Ein ruchloser Tag könne enden und wenden,
Was ein herrliches Volk jahrhundertelang
Mit dem Herzen erschuf, mit Kopf und Händen.

Es wird kommen der Tag, und mit dem Tag
Zu seinem Land wird der Deutsche kommen
Und wieder sich nehmen mit zürnender Hand,
Was raubende Hände ihm heute genommen.

Wenn Recht der Menschheit dann wiederkehrt
Und neue Frucht der zertretenen Erde,
Dann werdet Ihr steh'n mit hängendem Haupt,
Eine schuldbewußte, zitternde Herde.

Nicht mehr des Verführers hetzender Schrei,
Euer Herz wird schreien zu Eueren Ohren!
„Wir stießen den großen Menschen hinaus,
Wir haben uns selber, uns selber verloren!"

Dann werdet Ihr sprechen: „Der war's und der,
Nimm Rache an unserm verwirkten Leben" —
Und die große Rache des Großen wird sein,
Betörten Toren stumm zu vergeben.

Vom Büchertisch.

Schmid, Prälat D. **Rudolf**, Oberhofprediger a. D. Das naturwissenschaftliche Glaubensbekenntnis eines Theologen. Ein Wort zur Verständigung zwischen Naturforschung und Christentum. Stuttgart, Max Kielmann. 1906. 164 S.

Das Buch hat bei weitem nicht den Wert, wie die beiden Berichte Dennerts. Es ist lange nicht gründlich genug. Was den Leser interessieren könnte an den neueren Forschungen, ist auffallend kurz behandelt. Den meisten werden überdies die Abschnitte, in denen um alles wieder einmal Bibel und Naturwissenschaft harmonisiert werden sollen, ungenießbar sein. Also z. B.: Die Tage in der Schöpfungsgeschichte werden aus Abend und Morgen und haben offenbar keine Nächte, sind ergo nicht menschliche, sondern „göttliche" Tage! Auch hier wird ausführlich die „Möglichkeit der jungfräulichen Geburt Jesu" dargestellt; es scheint jetzt modern zu sein, sich mit „Möglichkeiten" zu begnügen. — Das Buch ist eine literarische Dankesleistung für die dem Verfasser 1897 von Tübingen verliehene Doktorwürde.

Hamburg. Hermann Groos.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Was ist den Reichsdeutschen an den kirchlichen Zuständen der Schweiz interessant? Von Lic. Carl Stückert, Pfarrer in Neukirch, Kanton Schaffhausen. J. C. B. Mohr. Tübingen 1906. 54 S. 80 ₰.

Gut und Böse. Wesen und Werden der Sittlichkeit. Von Lic. Emil Fuchs, Pfarrer zu Rüsselsheim a. M. J. C. B. Mohr. Tübingen 1906. 308 S. 3 ℳ, geb. 4 ℳ. (Lebensfragen, herausgegeb. v. Weinel.)

Aus der Welt der deutschen Frau von Marie Martin. C. A. Schwetschke u. Sohn. Berlin 1906. 189 S. 3 ℳ, geb. 4 ℳ.

Die Entstehung des Alten Testamentes, von Lic. Dr. W. Staerk (Sammlung Göschen 272). G. J. Göschen. Leipzig. Geb. 80 ₰.

Grundlinien der Versöhnungslehre, von Dr. Wetzel. 2. verm. Aufl. G. Strübig. Leipzig 1906. 51 S. 1 ℳ.

Der ländliche Friedhof. Seine Anlage, Pflege und Verwaltung. Mit Abbildungen. Von H. Hüttenrauch, Pfarrer. G. Strübig. Leipzig 1906. 141 S. 2,50 ℳ, geb. 3,50 ℳ.

Die Unechtheit des Römerbriefes. Aus dem Holländischen des Dr. W. C. van Manen, †Prof. in Leiden. Übersetzt von Dr. G. Schläger. G. Strübig. Leipzig. 277 S. 4 ℳ, geb. 5 ℳ.

Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien gesammelt von Dr. Leopold Karl Goetz, a. o. Univ.-Prof. in Bonn. Carl Georgi. Bonn 1906. 65 S. 80 ₰.

Frenssens Jesus. Ein Wort zu Hilligenlei. Von Ernst Schütz. J. C. Hinrichs. Leipzig 1906. 28 S. 20 ₰.

Baumanns Anti-Kant. Eine Widerlegung von Ludwig Goldschmidt. C. F. Thienemann. Gotha 1906. 115 S. 2,80 ℳ.

Schulrevolution gegen Schulreaktion, von Georg Welker. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1906. 25 ₰.

Kann das Christentum geisteskrank machen? Von Pastor emer. H. Werner. C. v. Schmidtz. Askona 1906. 30 ₰.

Mentor. Ratschläge für die Jugend von Arndt Scheller, Pfarrer in Münchengoßerstädt b. Camburg a. S. G. Strübig. Leipzig 1906. 160 S. 2 ℳ, geb. 2,80 ℳ.

Kirchliche Sitte. Ein Handbuch für evangelische Gemeinden bei gottesdienstlichen Feiern und Gebräuchen von Otto Schoost, Pastor zu St. Catharinen. C. Boysen. Hamburg 1906. In drei Ausgaben 20 ₰, 30 ₰, 1 ℳ.

Hinauf nach Jerusalem. Predigten für Kinder. 2. Folge. Von Th. Scheinpflug, Pastor zu Pernigel in Livland. R. G. Th. Schesser. Leipzig 1905. 139 S. Geschenkband 1,80 ℳ.

Aus G. Stübigs Verlag-Leipzig:

Friede auf Erden! Ein Jahrgang Predigten über freie Texte von Dr. Heinrich Rocholl, Konsistorialrat und Militär-Oberpfarrer. 2. durchges. Auflage. 506 S. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ.

Der Wandel in der Wahrheit in Predigten über die Episteln des Kirchenjahres, dem evangelischen Volke ans Herz gelegt von Dr. Carl Julius Römheld, weiland Pfarrer zu Seeheim an der Bergstraße. 5. Auflage. 707 S. 6 ℳ, geb. 7,50 ℳ.

Bauernpredigten. 3 Bände Predigtentwürfe über die Eisenacher alttestamentl. evangel. und epistolischen Perikopen. Von A. Eckert, Pfarrer in Strohsdorf. 1. Band. Das Heil in Israel. Lf. 1—3. Vollständig in 3 Bänden zu je 5 Lieferungen à 60 ₰.

Der Herr dein Arzt! Für die Seelsorger an Krankenbetten. Ein Gebetbuch im Anschluß an das Kirchenjahr von Dr. W. Rathmann, Superintendent und Oberpfarrer in Schönebeck a. Elbe. 2. verm. Aufl. (Ohly und Rathmanns Pfarr-Bibliothek 49.) 1,50 ℳ, geb. 1,75 ℳ.

Modernes Christentum von Pastor Dr. Albert Kalthoff. Pan-Verlag. Berlin. 1 ℳ.

Die moderne Theologie auf der hannoverschen Landessynode. Aktenmäßiger Bericht mit Einleitung und Erläuterungen von A. Chappuzeau, Pastor in Hainholz. Vandenhoeck u. Ruprecht. Göttingen 1906. 75 ₰, 15 Exemplare 9 ℳ, 25 Expl. 12,50 ℳ, 50 Expl. 20 ℳ.

Das Kreuz des neuen Kreuzzuges. Von Dr. Edward Mac Glyen, Priester. Deutsch von Marie Brümm. Verlag „Bodenreform". Berlin. 50 ₰.

„Was muß jeder Versicherte von der Arbeiterversicherung wissen? Welche Ansprüche hat der Versicherte? Wie hat er seine Rechte wahrzunehmen?" ist der Titel einer im Verlage von Franz Vahlen in Berlin W. 8, Mohrenstraße 13/14, erschienenen Schrift, welche 35 ₰. pro Exemplar (Partiepreise geringer) kostet.

Sie ist verfaßt von dem Kaiserl. Exped. Sekretär im Reichs-Versicherungsamt Ernst Funke nach den von ihm gemeinschaftlich mit Walter Hering in demselben Verlage herausgegebenen größeren Fachschriften: „Die reichsgesetzliche Arbeiterversicherung", „Buch der Arbeiterversicherung" usw., welche behördlich empfohlen sind und allseitige Anerkennung finden. Die vorliegende Arbeit trägt aus dem gesamten Arbeiterversicherungsrecht, und zwar aus der Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung, das praktisch Bedeutsame, Notwendigste und Wissenswerteste zusammen und führt es dem Leser in kurzer gemeinverständlicher Darstellung vor Augen. Sie macht insbesondere dem Versicherten klar, welche Vorteile ihm die Arbeiterversicherung bietet und wie er seine Rechte wirksam wahrzunehmen hat. Dabei wird dem Aufklärungsbedürfnisse der gesamten erwerbstätigen Bevölkerung, vor allem auch der Landbevölkerung, Rechnung getragen. Die Druckschrift umfaßt 31 Seiten 8° und ist mit einem Inhaltsverzeichnisse versehen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 12.

Berlin
Bremen.

24. März 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zum Streit um die Bestätigung des Pastors Rotermund in Celle. — Kirche und Staat in Frankreich. II. Gesetzliches. — Nachrichten. — Notizen der Redaktion. — Anzeigen.

Zum Streit um die Bestätigung des Pastors Rotermund in Celle.

Wenn der „Fall Römer" zur Zeit weite Kreise interessiert, so ist auch der Streit um die Bestätigung des Pastors Rotermund in Celle auch außerhalb der hannoverschen Landeskirche der Beachtung wert. Es liegt hier ein Fall vor, wo gegen Lehre, Leben und Wandel des gewählten Geistlichen keinerlei Bedenken vorliegen, sondern es handelt sich um eine rein juristische Frage, die im letzten Grunde eine Machtfrage ist, ein Kampf der Gemeinde um ihre Selbstbestimmung gegenüber juristisch-bureaukratischem Verwaltungsgeist der Kirchenbehörde.

Durch die bedauerliche Skandalaffäre des Pastors Kreusler, die zu seiner Amtsentsetzung und einer Gefängnisstrafe von fünf Jahren führte, war eine Pfarrstelle an der Stadtkirche in Celle erledigt. Kreusler wurde im Oktober 1904 flüchtig, seine Amtsentsetzung wurde mit dem 15. März rechtskräftig. In seine Stelle, die 1. Diakonatsstelle, rückte ohne weiteres P. Wittrock auf, und dessen 2. Diakonatstelle war nun neu zu besetzen. Zwar bestand erst im Konsistorium in Hannover die Ansicht, der Inhaber einer anderen, der 4. Pfarrstelle, rücke auch ohne weiteres auf, also in die ledige Stelle, aber auf eine ausführliche Eingabe des Magistrats, der der Patron der Stadtkirche ist, gab das Konsistorium diese Ansicht auf. Am 28. Juli 1905 traf der Bescheid ein, daß die 2. Diakonatstelle zu besetzen sei.

Sofort wurden alle nötigen Schritte für die Wahl getan, das aus Mitgliedern des Magistrats und des Bürgervorsteherkollegiums bestehende Wahlkollegium zusammengesetzt, die Stelle ausgeschrieben, vier Wahlpredigten gehalten, kurz Zug auf Zug alles Erforderliche besorgt. Am 22. Oktober hielt P. Rotermund aus Lehrte als letzter seine Wahlpredigt. Um ihn einmal in seiner Gemeinde zu hören, reisten am folgenden Sonntag vier Herren des Wahlkollegiums nach Lehrte. Am 2. November wurde dann P. Rotermund einstimmig gewählt. Er gehört der liberalen Richtung an, und in aller Stille und Heimlichkeit wurde deshalb von orthodoxen Mitgliedern der Gemeinde eine Petition um Nichtbestätigung seiner Wahl an die Kirchenbehörde geschickt, die etwa dreihundert Unterschriften erreicht haben soll. Zur Begründung soll angegeben sein, daß der altgläubig gerichtete Teil in der Seelsorge nicht zu seinem Recht kommen würde, da der Superintendent Röbbelen anderweitig stark in Anspruch genommen sei, worauf der sozialdemokratische „Volkswille" meinte, der Superintendent brauche ja nur sein Nebenamt als Kreisschulinspektor für zur Zeit zwei Inspektionen niederzulegen. Man wartete in Celle auf die Bestätigung Rotermunds; da hieß es plötzlich Ende Januar, der Patron habe die nach der Meinung der Kirchenbehörde am 28. Oktober 1905 abgelaufene dreimonatige Präsentationsfrist nicht innegehalten, das Recht der Besetzung stehe deshalb jetzt dem Kirchenregiment zu. Diese Nachricht erregte vielfach Beunruhigung, aber eine zum Konsistorium in Hannover geschickte Deputation kehrte mit günstig lautenden Auskünften zurück, so daß eine von interessierten Gemeindemitgliedern beabsichtigte Petition gar nicht in Umlauf gesetzt wurde. Da aber hieß es nach etwa drei Wochen wieder, das Landeskonsistorium, dem Konsistorium in Hannover übergeordnet, wolle die Versäumnis des Patrons doch sich zu nutze machen und von sich aus die Stelle besetzen. Darauf wurde eine durchaus ruhig und maßvoll gehaltene Petition um Bestätigung des P. Rotermund ins Werk gesetzt, die in kurzer Zeit von über 5200 Gemeindegliedern unterschrieben war. (Die Stadtkirchengemeinde zählt 12000 Seelen.) Ein amtlicher Bescheid des Landeskonsistoriums an den Magistrat ist noch nicht erfolgt, nur hat der Abt Hartwig mündlich erklärt, daß das Landeskonsistorium den P. Rotermund nicht bestätigen wolle. So steht augenblicklich die Sache.

Daß das Landeskonsistorium sich keine Freunde dadurch erwirbt, daß es sich auf den geringfügigen Formfehler einer Fristüberschreitung von wenigen Tagen versteift, bedarf keiner Erwähnung. In der ersten Aufregung über die so bureaukratisch-ablehnende Haltung erschien auch schon ein Inserat in der „Celleschen Zeitung", das zu einer Besprechung über eventuellen Massenaustritt aus der Landeskirche aufforderte. Das formale Recht mag auf seiten des Kirchenregiments sein, obwohl von juristischer Seite auch das in Zweifel gezogen wird. Aber es gilt auch das Wort: summum jus summa injuria. Wohl soll auch eine Behörde auf die Wahrung der ihr zustehenden Rechte bedacht sein. Aber wenn nun durch bedauerliches Versehen die Präsentationsfrist überschritten war, so konnte jedenfalls auf Antrag Wiedereinsetzung in den vorigen Stand gewährt werden. Und wo hier die Gemeinde ihre Übereinstimmung mit der durch ihren Patron vollzogenen Wahl so deutlich kundgegeben hat, da müßte in Achtung und Anerkennung der Selbständigkeit einer protestantischen Gemeinde die Bestätigung auch trotz eines etwaigen geringfügigen Formfehlers des Patrons erfolgen, denn der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig. Auch leidet unter dem Versehen sonst ganz unschuldigerweise der P. Rotermund, den der „Volkswille" wegen aller Aufregungen ein gehetztes Wild nannte, und vor allem die Gemeinde, die ihn zu ihrem Prediger haben will. — Wie unmündig eine Gemeinde behandelt wird, wie wenig auch nur in den äußerlichen Formen so etwas wie Gemeindeleben existiert — und dieser Vorwurf trifft nicht die Kirchenbehörde — zeigt diese Angelegenheit auch betrübend deutlich. Denn irgendwie amtlich hat die Gemeinde nichts von allen diesen Dingen erfahren. Von Mund zu Mund ging der Bericht über alle Vorfälle, und die Zeitung brachte unter dem Lokalen einige Notizen. Aber weder ist von der Kanzel aus irgend eine Mitteilung gemacht über den Stand der Angelegenheit, noch hat sich der Kirchenvorstand irgendwie der Gemeinde gegenüber geäußert. Auch der Patron hat weder dem Kirchenvorstand noch der Gemeinde Mitteilungen gemacht. Durch irgendwelche Organe, offiziell ist also die Gemeinde als solche über diese für sie so wichtige Frage gar nicht instruiert. Das ist jedenfalls ein Mangel. In irgend einem Verein wäre

ein solches Verfahren undenkbar. Hoffentlich führt die ganze Angelegenheit zu einem Wiederaufleben der liberalen Traditionen in Celle und zu einer Stärkung und Pflege des Gemeindebewußtseins.

Kirche und Staat in Frankreich.

II. Gesetzliches. (Vgl. Beil. Nr. 10.)

Warum denn betrachteten die Katholiken die Abschaffung des Konkordats als ein Unglück und eine Art Verfolgung der Kirche gegenüber?

Zuerst gewiß, weil es für Rom etwas abscheuliches ist, eine Nation ohne offizielle Staatsreligion zu sehen, und weil Frankreich besonders verpflichtet ist, dem Heiligen Stuhl gegenüber ein echt demütiges Verhalten zu haben; aber auch weil sie, abgesehen von dieser prinzipiellen Betrachtung und von dem offiziellen Ansehen, das immer im Volke einer Staatskirche gehört, in dem napoleonischen Vertrag nicht zu verachtende Vorteile fand.

Die katholische Kirche erhielt jährlich von dem Staate etwa 45 Millionen für die Besoldung ihres Klerus. Das Gehalt war von 900 bis 1500 Franken, nebst Wohnung, und obgleich sie von der Regierung bezahlt wurden, blieben doch die Geistlichen der absoluten Herrschaft des Bischofs preisgegeben, denn nur einige — etwa 7000 — waren unabsetzbar, also konnte Rom die Oberhand über den Klerus bewahren. Und was konnte dagegen die Regierung tun, wenn ein Geistlicher — wie es oft geschah — den demokratischen Gesetzen sich standhaft widersetzte? — Gar nichts! Nur eine Waffe hatte sie, die sie nicht sehr oft und nicht sehr streng zu gebrauchen pflegte: die zeitliche Aufhebung des Gehalts, eine nicht sehr schreckliche Strafe, denn fast jeder Priester erhielt viel mehr von dem Kasualeinkommen als von der Besoldung, und die lieben Bigotten konnten leicht mehr schenken, als die Regierung aufzuheben vermag. Außerdem hatte jedes Departement seinen Bischof, der auf Kosten der Regierung ein prächtiges Gehalt und eine oft prinzliche Wohnung erhielt.

Aber die wichtigste Frage war die Ernennungsart der Bischöfe. Die Regierung, so sagte das Konkordat, sollte sie ernennen, der Papst sie mit der kirchlichen Würde belehnen; aber gleich nach dem Konkordat pflegte der Heilige Stuhl anstatt des regelmäßigen nominavit[1]) ein nobis nominavit[2]) in den Belehnungsfällen zu schreiben. Die Einführung dieses nobis war Ursache oftmaligen Zwiespalts, denn selbstverständlich wollte Rom sich dadurch das echte Ernennungsrecht zuschreiben, und der Regierung nur das Vorschlagsrecht lassen. In der Tat gelang es fast immer der Kurie, die ihr angenehmen Kandidaten ernennen zu lassen.

* * *

Für die protestantische Kirche, welche gleichzeitig mit dem Konkordat eingerichtet worden war, fing eigentlich das offene und freie Leben mit den articles organiques an. Deshalb empfing sie mit einer dankbaren und außerordentlichen Freude das neue Gesetz, welches das ehemalige non licet esse vos[3]) so glücklich ersetzte. Natürlich hatte Napoleon I. die Reformkirche nicht so demokratisch errichtet, wie sie ehemals, während der Verfolgung gewesen war, aber durch Napoleon III. sollte, fünfzig Jahre später, unsere Kirche das bekommen, was der erste Napoleon verweigert hatte, und seit 1852 kann ein jeder Protestant an der Leitung der Kirche als Wahlfähiger mitwirken, und eine jede Gemeinde sich selbst unter milder Aufsicht des Konsistoriums regieren.

Der französische Protestantismus, der heutzutage etwa 700 000 Seelen umfassen mag, bildet zwei Kirchen, die lutherische und die reformierte. Die erstere ist, besonders seit 1876, viel kleiner als ihre calvinische Schwester, — die es übrigens nicht mehr wagt, sich calvinisch zu nennen. Fast alle Lutheraner sind in zwei Gruppen versammelt: Paris und Montbeliard; ihre Kirche ist tüchtig organisiert, mit einer offiziellen Synode und einer ernsten Kirchenordnung. Die reformierte Kirche dagegen hat keine Synoden und überhaupt keine Gesamtorganisation, weil sie nicht so klug gewesen ist, sie zu bewahren, und weil die Spaltungen so heftig waren, daß die Regierung seit 1873 erklärt hat, sie wolle keine Generalsynode mehr gestatten, bis die Protestanten sie einstimmig wünschen, — was noch nicht geschehen ist. Die Kirche ist in 101 Konsistorialkreise (104 wenn man Algier mitrechnen will) eingeteilt, mit etwa 700 Gemeinden und 800 Pfarrern. Zwei Drittel gehören der konservativen Richtung an und haben eine offiziöse Synodalorganisation eingerichtet, ein Drittel gehört der liberalen Richtung an und besitzt keine sehr feste Einrichtung, um den Zwiespalt nicht zu erweitern.[4]) Die Regierung, welche übrigens unserem inneren Zwiespalt immer ganz fremd geblieben ist, ließ der Evolution des religiösen Lebens freien Raum; die Gemeinde konnte den Pfarrer, den sie zu haben wünschte, dem Konsistorium vorschlagen, und die Regierung hat sich nie geweigert, den ernannten Kandidaten zu bestätigen. Der Pfarrer war unabsetzbar und erhielt ein Gehalt von 1800 bis 2000 Franken. Nur die Pariser Pfarrer erhielten die ungeheuer große Summe von 3000 Franken!!

Außerdem wurden noch auf Kosten der Regierung zwei Fakultäten der Theologie unterhalten, die eine in Paris, die andere in Montauban; daß die beiden Fakultäten der Universität eingegliedert waren, haben die Katholiken immer ungeduldig ertragen, obwohl sie selbst keine solchen Fakultäten haben wollten.

* * *

Das Gesetz, das am 9. Dezember 1905 verkündigt worden ist, läßt die ganze Einrichtung aller Kirchen bestehen, wenn die Kirchen selbst sie zu bewahren wünschen. Volle Freiheit läßt es einer jeden religiösen Richtung, sich nach Wunsch einzurichten. Nur Lokalgemeinden kennt das Gesetz, die sogenannten Associations cultuelles (Kultus-Vereinigungen), welche sich, wie sie wollen, vereinigen, aber auch von allen anderen abgesondert bleiben können, wenn sie es lieber haben. Diese Freiheit ist selbstverständlich von der höchsten Wichtigkeit, ihre Tragweit kann man schwer überschätzen. Eine jede Gemeinde kann sich frei einrichten, und auch zwei oder mehrere Kultus-Vereinigungen bilden, nur eins ist vom Gesetz festgestellt: Das Vermögen der Vereinigungen ist sehr eng eingeschränkt, es darf nicht über den fünffachen Betrag des jährlichen Einkommens wachsen.

Übrigens hat das Gesetz einige ziemlich liberale Übergangsmaßregeln festgestellt; so z. B. erhalten die Geistlichen, welche mehr als 45 und 65 Jahre alt sind, die Hälfte bezw. drei Viertel ihres Gehalts, so lange sie leben; die jüngeren erhalten eine vierjährige Entschädigungssumme. Die Kirchen, Tempel, Synagogen sind den Kultus-Vereinigungen umsonst überlassen, und die Pfarrhäuser sollen den Gemeinden noch fünf Jahre lang überlassen werden.

Aber das alles ist nicht das wichtigste; nur eine Frage bekümmert diejenigen, welche nach der Zukunft zu schauen pflegen: Welche Freiheit wird das Gesetz den Kirchen zugestehen? — Volle Freiheit hat die Kirche; mit einem solchen Gesetz soll jeder Protestant zufrieden sein.

Wie jede Kirche diese Freiheit bis jetzt benutzen zu wollen scheint, das werden wir in den folgenden Aufsätzen sehen.

Castres (Frankreich). Lic. A. N. Bertrand.

[1]) hat ernannt. [2]) hat uns ernannt. [3]) ihr dürft nicht sein.

[4]) Siehe „Protestantenblatt" 1905, Nr. 2, 3, 4, unsere Aufsätze über: Moderner Protestantismus in Frankreich.

Nachrichten.

Universität. Lic. theol. Zscharnack hat sich bei der theologischen Fakultät in Berlin für Kirchengeschichte habilitiert. — Lic. theol. Loeschke hat sich für Kirchengeschichte bei der theologischen Fakultät in Bonn habilitiert. — Der Präses der posenschen Provinzialsynode, Superintendent Saran-Bromberg, ist von der theologischen Fakultät in Breslau zum Ehrendoktor der Theologie ernannt worden. — Professor D. Martin von Nathusius in Greifswald ist gestorben.

Für die Altlutheraner (evangelisch-lutherischen) ist die Generalsynode vom Oberkirchenkollegium auf den 17. Oktober nach Breslau berufen worden.

Die **Dozentenstatistik,** die wir in Beilage Nr. 8 aus der „Chronik" übernahmen, ist von dem Geh. Rat Elster im Abgeordnetenhause angefochten worden. Wir bezweifeln, daß der Verfasser des Chronik-Artikels sich damit zufrieden gibt und werden über den Verlauf der Debatte berichten. — Auch die Stöckersche „Reformation" spricht von einer „falschen Rechnung".

Berlin. Pfarrer Paul Graue von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche ist als Hofprediger nach Meiningen berufen worden. Unsere Berliner Freunde sehen den mutigen und begeisterten Gesinnungsgenossen ungern aus ihrem Kreise scheiden. — Pfarrer Flöß aus Pritzwalk und Pfarrer Otto, der früher im Dienste der Mission stand, sind in ihre Ämter an der Stephanusgemeinde eingeführt worden. — Von der Emmausgemeinde ist nunmehr die Thaborgemeinde abgezweigt worden. In ihr ist ein heftiger Kampf zwischen den Anhängern der beiden Bewerber um die neue erste Pfarrstelle entbrannt, der mit bösen Flugblättern, die das Ansehen des Pfarrerstandes und die Wirksamkeit der Geistlichen schädigen müssen, geführt wird. Beide Bewerber und ihre Anhänger gehören der orthodoxen Richtung an. — In Rixdorf beging am 4. März die Herrenhutergemeinde, begründet 1737 durch Einwanderung von 83 aus Böhmen vertriebenen Familien und 1756 von der Berthelsdorfer Synode anerkannt, ihr 150jähriges Jubiläum.

Evangelische Intoleranz auf Friedhöfen. Superintendent Schmidt-Annaberg hat nach der „Voss. Ztg." vom 4. März dem katholischen Pfarrer verweigert, bei der Beerdigung einer Katholikin das Grab besonders noch zu weihen. — Wenn nun dem Katholiken die evangelische Weihe nicht genügt, warum will man ihn hindern, das ihm kirchlich Notwendige zu tun!

Der katholische Pfarrer Hottenrott gibt öffentlich die Versicherung, „daß er bei noch keiner Grabweihe jemals auch nur mit dem leisesten Gedanken daran gedacht habe, die übrigen Gräber, weil evangelisch geweiht, als nicht geweiht zu betrachten. Mit demselben Gefühle der Ehrfurcht habe ich vielmehr, so schreibt der Herr Pfarrer, stets auf evangelischen Friedhöfen amtiert wie auf katholischen. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daß jede Konfession ihre eigene Art der Weihe haben kann, ohne deshalb die andere auch nur in Gedanken zu verketzern. Daß wir aber an unserem Begräbnisritus hierzulande festhalten möchten, ist uns wohl ebensowenig zu verargen und zu verwehren, wie wenn Protestanten in katholischen Landen dasselbe tun. — Uns dünkt, er hat Recht, und wenn, wie die „Neue Sächsische Ktzg." mitteilt, dem ein Ortsstatut widerspricht, so muß es geändert werden.

Zum Fall Römer. Der Generalsynodalvorstand hat mit dem Evangelischen Oberkirchenrat eine gemeinsame Sitzung am 7. März gehalten. Es steht nunmehr die Entscheidung im Fall Römer bevor. — Zu der Landtagsrede des Nationalliberalen Franken erlassen die Liberalen in Remscheid folgende Erklärung:

Bei den Landtagsverhandlungen über den Fall Römer am 26. Februar d. J. hat der Abgeordnete Franken nach Ausweis des stenographischen Berichts wörtlich gesagt: „Wir haben ja auch Leute, die immer nach der Freiheit der Kirche laut rufen, sich sonst aber um den Gottesdienst wenig kümmern und dann oft einen Petitionsrummel in Szene setzen, wie es auch in Remscheid geschehen ist, wo man unmündige Kinder hat unterschreiben lassen, wie mir erst kürzlich erzählt worden ist." Wenn es richtig ist, daß der Herr Abgeordnete diese Mitteilung einem für kundig gehaltenen Gewährsmann verdankt, und wenn er sich in bezug auf die beschuldigte Partei nicht verhört hat, so kann nur erklärt werden, daß der Herr Abgeordnete einem bedauerlichen Irrtum zum Opfer gefallen ist. Der Vorwurf, den er von der Tribüne des Landtags herab gegen die Liberalen Remscheids erhoben hat, entbehrt jeder tatsächlichen Begründung und ist in jeder Hinsicht unwahr. Gott sei Dank haben bei der hier herrschenden Strömung die Liberalen nicht nötig gehabt, zu derartigen unlauteren Mitteln zu greifen, um ihre Protestlisten mit Namen zu füllen. Aber wenn der Herr Abgeordnete Franken seine Rede zum Fall Römer nicht halten konnte, ohne ungerechtfertigterweise die Gegenpartei der Anwendung solcher Mittel zu bezichtigen, so sei ihm zu seiner Belehrung folgende geschichtliche Tatsache über das Vorgehen seiner Gesinnungsgenossen kundgetan: An dem Tage, als die Remscheider Abordnung zur Überreichung des Gegenprotestes in Koblenz empfangen wurde, ist dort von Remscheid aus ein anonymes Telegramm über eine bevorstehende große Protestversammlung gegen Römer eingelaufen. Der Inhalt dieses Telegramms war eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, denn jene Versammlung war weder in dieser Form in Remscheid angekündigt, noch hat sie je stattgefunden. Den mutigen Absender jenes Telegramms kennt man bis zum heutigen Tage noch nicht. Dieser Vorfall ist eine Tatsache und kein unwahres Gerücht. Hoffentlich nimmt der Herr Abgeordnete Franken von dieser Berichtigung Notiz. — Am 26. Februar wurde der Fall im preußischen Landtag verhandelt.

Divisionspfarrer Bachstein ist durch einen Vorgesetzten nahe gelegt worden, seine Stelle niederzulegen, um seiner Behörde die aus den Machtverhältnissen des Zentrums ihr erwachsenden Schwierigkeiten zu ersparen. B. hat sich im September v. J. bereit erklärt, nach Beendigung seines Prozesses sein Entlassungsgesuch einzureichen. Dennoch verfolgt seine vorgesetzte Behörde seinen Prozeß in immer neue Instanzen.

Am 4. März ist das Erkenntnis des Oberkriegsgerichtes vom Reichsmilitärgericht zum zweiten Male aufgehoben und die Angelegenheit an die Vorinstanz zu nochmaliger Verhandlung und Entscheidung zurückverwiesen worden.

Statistisches aus der Hessischen Landeskirche teilt die „Südwestd. Korr." mit: Es traten im Großherzogtum Hessen im Jahre 1904 185 Personen zur evangelischen Landeskirche über und zwar 129 von der katholischen Kirche, 39 von anderen christlichen Konfessionen und 17 Sonstige. Dagegen traten aus der evangelischen Landeskirche aus: 22 zur katholischen Kirche, 93 zu anderen christlichen Konfessionen und 15 ohne Übertritt, zusammen 130. Die Zahl der Kommunikanten betrug 393 191, oder 53 auf 100 evangelische Bewohner. Bürgerliche Eheschließungen, bei denen wenigstens der Mann oder die Frau evangelisch war, wurden 7532 vollzogen, davon rein evangelische Ehen 5987 und Mischehen 1545. In 702 Fällen war der Mann evangelisch und die Frau katholisch und in 755 Fällen heiratete ein katholischer Mann eine evangelische Frau. Auf 100 bürgerliche Eheschließungen, bei denen wenigstens der Mann oder die Frau evangelisch war, kamen 86,2 kirchliche Trauungen durch evangelische Geistliche. Die Zahl der durch Geistliche anderer Konfessionen vollzogenen Trauungen von Evangelischen, also namentlich von Mischehen, ist hierunter nicht begriffen und kann in zuverlässiger Weise nicht angegeben werden. Ebenso ist die Zahl der nur bürgerlich abgeschlossenen Ehen nicht zu ermitteln. Desgleichen ist nicht festgestellt, wieviel Kinder ungetauft blieben. In 7 Fällen wurde die Taufe verweigert. Konfirmiert wurden aus rein evangelischen Ehen 12 701, aus Mischehen 1040 und unehelich Geborene 52. Es starben 13 087 Evangelische, von denen unter Berücksichtigung der nach Herkommen still beerdigten Kinder, 1714 an der Zahl, 98,7 % unter Beteiligung eines evangelischen Geistlichen beerdigt wurden. Ehescheidungen kamen 108 vor, und zwar von rein evangelischen Ehen 66, von Mischehen 42.

Die katholische Kirche in Rußland erhält durch neue Bestimmungen größere Freiheit: den Generalgouverneuren im Norden wird das Recht, Klöster zu schließen, entzogen, die Abhaltung von Prozessionen wird gestattet, die Dienstbefugnisse der Priester werden erweitert.

Der Übertritt der Prinzessin Ena von Battenberg zum Zweck ihrer Heirat mit dem König von Spanien hat am 7. März in der Kapelle von Miramar stattgefunden.

Von der Los von Rom-Bewegung und ihrer Zunahme auch im Jahre 1905 gibt der Bericht des k. k. evangelischen Oberkirchenrats in Wien ein Bild:

Es traten 1905 zur evangelischen Kirche insgesamt 4855 Personen, 493 mehr als 1904 über. Es ist diese Zahl wieder die höchste seit 1901; das vielfach beobachtete Anwachsen der Bewegung bestätigt sich somit auch ziffernmäßig. Es sind seit Beginn der Bewegung nunmehr 38 031 Übertritte zur evangelischen Kirche erfolgt. Die altkatholische Kirche hat einen Zuwachs von 10 817 Seelen zu verzeichnen. Roms Verluste können somit auf etwa 50 000 Seelen beziffert werden. Für die Evangelischen wurden 1905 sechs Kirchen und ein Bethaus in Gebrauch genommen, vier neue Kirchen in Böhmen (Turn, Warnsdorf, Lobositz, Königsberg a. E.) und eine in dem südsteierischen Städtchen Mahrenberg. Das Jahr 1905 ist in dieser Beziehung insofern merkwürdig, als bis zu seinem Ablauf genau 100 neue gottesdienstliche Stätten (in früheren Jahren 68 Kirchen und 25 Betsäle) errichtet wurden. Doch erlahmt die Bautätigkeit keineswegs, 12 weitere Kirchen sind im Bau begriffen.

Selbständige Pfarrgemeinden wurden sechs bestätigt, im neuen Jahre bereits wieder zwei, sodaß deren nur 27 neue aus der Bewegung hervorgegangen sind. In dem national heißumstrittenen Mähren sind zwei neue Gemeinden gebildet worden, und in der grünen Steiermark zu den sechs alten ebensoviel neue getreten. Vikariate und Predigtstationen wurden ebenfalls in stattlicher Anzahl ins Leben gerufen.

Dem evangelischen Schulwesen wurde die größtmöglichste Förderung zu teil. Bei der eigenartigen und schwierigen Stellung, in der sich in Österreich die evangelische Schule neben der Staatsschule, die fast überall katholisch ist und für die Evangelischen mit zahlen müssen, befindet, ist dies besonders dankenswert. Die Arbeit des Luthervereins zur Erhaltung der evangelischen Schulen und seiner Ortsgruppen muß hier vor allem anerkannt und betont werden. Er leistet neben dem Allgem. Deutschen Schulverein auch wichtige nationale Dienste.

Das Vereinsleben und die Werke der Inneren Mission gediehen in erfreulichstem Maße. In Bielitz (Österr.-Schlesien), dem „Auge

des Protestantismus Österreichs", wurde um 100 000 Kronen das Schlesische Schwesternhaus, die dritte Anstalt dieser Art in der Monarchie, errichtet.

England. Ein Bericht der „Voss. Ztg." weist auf die Zunahme der Dissidenten (nicht zur englischen Hoch- und Staatskirche gehörige, zu den Methodisten, Puritanern, Quäkern sich zählende Christen) im neuen Parlament hin, die Aussicht auf eine konfessionslose Schule eröffneten, da jene Kreise erbittert sind über das konservative Schulgesetz, das sie zur Unterhaltung von Schulen der Staatskirche heranzieht.

Notizen der Redaktion.

Die Fortsetzungen unseres Artikels „Kirche und Staat in Frankreich" werden vielleicht auch ferner nicht regelmäßig in jeder Nummer erscheinen können. Den Grund ersehen unsere Leser aus folgenden Zeilen des Verfassers, die die erste Manuskriptsendung begleitete:

„Der ungewöhnlichen Arbeit wegen, welche nötig ist, unsere Gemeinde wieder herzustellen, bitte ich freundlichst um Verzeihung, wenn ich nicht früher habe auf Ihre Bitte antworten können . . . . .

Gott sei Dank, es werden die liberalen Gemeinden Frankreichs leben, und mit freudigem Mute sind wir jetzt an der lieben Arbeit, aber die tägliche Last ist oft erdrückend und zum Philosophieren und Schreiben bleibt keine Zeit übrig. — Über 250 Familien persönlich besuchen und einen jeden verstehen lassen, daß es nicht genügt, für die Kosten der hiesigen Kirche zu geben, sondern, daß man auch für die armen und kleinen Landgemeinden geben soll, ist keine kleine Mühe und ich hoffe, Sie werden mir verzeihen! . . ."

So recht aus voller Erfahrung und eigener Arbeit her kommen also unsere Artikel und sollen uns das Herz warm machen für die Glaubensbrüder in Frankreich. Dabei aber sollen wir herzliche Freude haben, daß die Behauptung unserer Gegner, „zu eigener aufbauender Arbeit hat der Liberalismus keine Kraft", durch Tatsachen in Frankreich widerlegt wird, denn davon werden wir noch hören: die orthodoxen Pastoren haben die Bruderhand, die die Liberalen im Angesicht der ernsten Lage der evangelischen Kirche ihnen entgegenstreckten, zurückgewiesen. Die Liberalen sind auf sich selbst angewiesen. Wir wollen mit sehenden Augen die Zeichen der Zeit verfolgen, wir wollen lernen von unseren Brüdern, wir wollen achten auf die Wege, die Gott sie führt — ist's denn unmöglich, daß wir sie auch einmal gehen müßten? So gewiß wir unser Recht in den evangelischen Landeskirchen bis zum letzten mit ganzer Kraft, mit ganzer Liebe vertreten werden, so gewiß müssen wir innerlich gerüstet sein, wenn die Kirchenbehörden und Synodalmajoritäten auf dem Wege, den sie eingeschlagen haben, weitergehen und uns aus der Kirche ausweisen.

Unser Artikel über die Pfarrgehälter, den Diakonus Arper uns zuerst auf unsere Bitte zur Verfügung stellte und der nur um des Mangels an Raum und um der anderen Manuskripte willen immer wieder zurückgestellt werden mußte, muß mit seiner Fortsetzung in die nächste Nummer verwiesen werden wegen des Artikels aus Frankreich und des „Falles Rotermund".

Druckfehler: Natürlich soll nicht der „Windhans", sondern der „Windhauch" der kaiserlichen Gunst Harnack auf den Ministersessel heben.

Wir wollen mit nächster Nummer einen Abschnitt in unserer Beilage eröffnen, in dem wir mit kurzem Bericht den eilend aufeinander folgenden Zeitereignissen nachkommen können, ausführliche Nachrichten oder besprechende Artikel bleiben vorbehalten und ihre Ankündigung ist vor Abfassung der Redaktion erwünscht.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Osnabrück.

Infolge Aufrückens der drei bisherigen Prediger **an der St. Marienkirche** hierselbst ist **die vierte Pfarrstelle** der Kirche demnächst neu zu besetzen. Das Gehalt beträgt 2400 *M.* nebst freier Wohnung und steigt nach je 5 Jahren um 600 *M.* bis zum Höchstgehalt von 4800 *M.* Der Inhaber der vierten Stelle hat seinen Wohnsitz in dem Vororte Eversburg, wo ihm ein neues, schönes Wohnhaus zur Verfügung steht. Ihm liegt die Seelsorge nebst Predigt in dem dortigen Seelsorgerbezirke ob.

Bewerber werden gebeten, ihre Meldung nebst Zeugnissen **bis zum 20. April d. Js.** bei dem Unterzeichneten einzureichen.

Dr. Knoke.

Freiburger Diakonissenhaus

Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.

Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer,**
Freiburg i. Br.

Dr. C. ERNST

Kunstanstalt für Kirchenschmuck

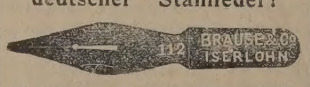
BERLIN W. 8,

Kronenstrasse 24.

Vom 1. April ab: W. 9, Köthenerstrasse 16.

Muster und Abbildungen kostenlos.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!



Brause-Feder No. 112,

berühmte Bürofeder, hochelastisch und dauerhaft. Grs. M. 2.—. Zu beziehen durch die Schreibwarenhandlungen.

Henn's Kirchenöfen D. R. P.

Monatelang auf Probe!

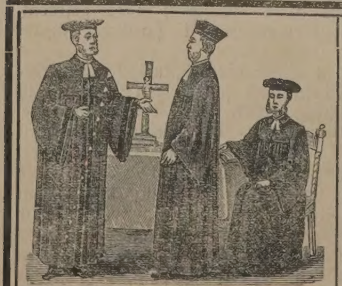
E. Henn, Ofen-Fabrik, **Kaiserslautern.**

Lebensversicherungs-Gesellschaft zu Leipzig (Alte Leipziger).

Niemand versäume, sich durch Abschluss einer Lebensversicherung die beruhigende Gewissheit zu verschaffen, für die Seinen und dadurch auch für das eigene Alter gesorgt zu haben. Spezielle Kostenberechnungen sendet bei Angabe des Alters und der Versicherungssumme ohne jede Verbindlichkeit kostenfrei die

General-Agentur zu Halle a. S., Johannes Erbss, Magdeburgerstr. 8.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.



Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.

Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.

Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für

evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.

evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.

evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht. Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk. Altar-Leuchter und Lichte etc.

Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. ○ ○ ○ ○ ○ **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma B. G. Teubner in Berlin und Leipzig, betreffend „Die Kultur der Gegenwart", empfehlen wir der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.